

# PREUSSEN KURIER

HEIMATNACHRICHTEN FÜR OST- UND WESTPREUSSEN IN  
BAYERN

---

Ausgabe 1 / 2021 – 12. Jahrgang



*Frühling in Ostpreußen: Auf der Hauptstraße von Tilsit pulsiert das Leben (Foto: Jörn Pekrul)*

## **Liebe Landsleute, liebe Leser,**

eigentlich hätten die meisten von uns ja längst wieder unterwegs sein wollen in Richtung „Kalte Heimat“, allein man läßt uns nicht! Deshalb bleibt nichts anderes übrig, als sich an den Erinnerungen der vergangenen Jahre zu „wärmen“, wie z. B. meine Frau Sonja, die sich an den aus Pommern beim letzten Besuch mitgebrachten Johannisbeersträuchern von Lydia und Horst Zander erfreut. Wir stellen die beiden (auch wenn sie den meisten Lesern nicht ganz unbekannt sein dürften) auf den Seiten 44 und 45 vor.

Was kann in diesem Heft stehen, wenn ein Jahr lang nichts geschehen ist? Nun, wir haben der Vertriebenenbeauftragten der Bayerischen Staatsregierung, Frau **Sylvia Stierstorfer**, und ihrer Persönlichen Referentin, Frau **Hanni Kinadeter**, ein paar Fragen gestellt, **Thomas W. Wyrwoll** hat uns einige Nachrichten zugeschickt, darunter eine über einen handfesten Skandal – es geht um eine Umweltverschmutzung riesigen Ausmaßes im Kurischen Haff – , **Jörn Pekrul** nimmt die geneigten Leser mit auf eine geschichtliche Reise entlang der berühmten Reichsfernstraße 1 von Aachen bis Berlin, die im nächsten Heft in Richtung Königsberg – Eydtkuhnen fortgesetzt wird und auf der es allerhand zu entdecken gibt, **Jörg Petzold** läßt die Kleinbahn Putzig – Krockow vor unserem geistigen Auge wieder auferstehen, und in der Serie „Deutsche in der Heimat“ berichten wir in dieser Ausgabe über **Lydia und Horst Zander**, die vor fast zehn Jahren in die alte Heimat (nach Hinterpommern) zurückgekehrt sind! Dafür, daß nichts passiert ist, ist die Zeitung also wieder ganz schön voll geworden...

Viel Freude beim Lesen wünscht Ihnen Ihr **Rainer Claaßen, stellvertretender Landesvorsitzender**

## Hier spricht der Chef



***Sehr verehrte Damen und Herren,  
liebe Landsleute in der Nähe und in der  
Ferne,***

für diese Ihnen nun vorliegende Ausgabe des PREUSSEN-KURIER habe ich mir vorher nochmals die drei Jubiläumsausgaben des letzten Jahres angesehen. Seit der Ausgabe 1/2020 müssen wir uns mit den Auswirkungen und mit der Existenz der Corona-Pandemie beschäftigen. Alle Aktivitäten unserer Landesgruppe, alle geplanten Projekte und Veranstaltungen mussten wir absagen bzw. verschieben.

Aber wohin und worauf? Immer noch kein Ende in Sicht. Die Frühjahrs-Landeskulturtagung, traditionell ausgerichtet vom Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen: abgesagt. Die Reisen der Schulklassen aus den Republiken Litauen und Polen, seit vielen Jahren traditionell im Mai/Juni stattfindend, konnten wir zum 2. Male hintereinander nicht realisieren. Anderen Plänen und Ideen erging es ähnlich. Alles musste abgesagt werden. Gewiß, auch ich nutze Mobiltelefon und den Computer, es gibt die mannigfaltigen Möglichkeiten der virtuellen Begegnungen, sei es in einer Video- oder Telefonkonferenz, die wir innerhalb unseres Vorstandes oder auch innerhalb des Bundes der Vertriebenen in Bayern genutzt haben. Allerdings ersetzen alle diese Möglichkeiten die persönlichen und direkten Begegnungen nicht!

Genauso sieht es mit den Reisen in unsere Heimatregionen und vertrauten Orte und Landschaften aus.

Ich schaue auch gern Photos, Filme, Reiseprosperkte und Reportagen über Ost- und Westpreußen an, allerdings können auch diese nicht die Atmosphäre bieten, wenn ich all diese Orte persönlich erleben und erfahren kann. Ja, die frische und nach Tannen, Holz und stürmischem Meer riechende Luft der Nehrungswälder können Filme ebenso wenig ersetzen, wie die großstädtisch geprägten und sehr lebendigen Stimmungen in Königsberg und Danzig oder auch die wunderbare Atmosphäre und Ruhe auf einem der unzähligen masurischen Seen, die Luft, die grandiosen Himmel, die dunklen Wälder und das kristallklare blaue Wasser, das Rauschen der tobenden Ostsee, die beeindruckenden Wanderdünen... Die Reihe dieser Aufzählungen ließe sich gewiß noch weiter beliebig fortsetzen. Was fehlt, sind vor allem die Menschen, die freundschaftlichen und schon viele Jahre andauernden Kontakte und Verbindungen innerhalb Bayerns, innerhalb unserer Landesgruppe, die vielfältigen Beziehungen und Kontakte zu den deutschen Minderheiten in



*Das mußte sein: Treffen mit PK-Autor Jörn Pekrul (links) in Berlin im Sommer 2020*

der Republik Polen, in das jetzt litauische Memel und in die alte ostpreußische Hauptstadt Königsberg, in das heutige Kaliningrad.

**Wir vermissen Sie einfach alle sehr und wir fühlen uns mit all unseren Freunden, unseren Kontakten in der Nähe und in der Ferne sehr verbunden. Bitte bleiben Sie uns gewogen und bitte, geben auch Sie mit uns die Hoffnung nach Reisen, nach gemeinsamen Treffen und Veranstaltungen, nach Normalität und zuverlässigen Verbindlichkeiten nicht auf. Die Ost- und Westpreußen sind mit Sicherheit schon durch viele karge Zeiten und Krisen gegangen, haben sich durch massive Unbill der Zeiten nicht beirren und unterkriegen lassen, dabei mit unbeirrbarem Gottvertrauen immer die Heimat im Herzen tragend, nach vorne blickend und nicht verzagt dabei. Richtige Ost- und Westpreußen eben.**

*Foto rechts: die mittlere und die junge Generation vor der Bayerischen Landesvertretung in Berlin (Sommer 2020)!*



Eine Bitte noch in eigener Sache. Unsere Reihen lichten sich, die Erlebnisgeneration wird immer kleiner, die verschiedenen Orts- und Kreisgruppen können sich nicht mehr treffen, lösen sich teilweise auf.



*Ausflug der ostpreußischen Jugend nach Berlin (Sommer 2020)*

**Bitte stehen Sie auch in Zeiten solcher Veränderungen treu zur Flagge mit der Elchschaufel, übergeben Sie die Verantwortung an die Bekennnisgeneration, an Ihre Kinder und Enkel und an andere Interessierte und nutzen Sie die Möglichkeiten der persönlichen Mitgliedschaft zu den bisherigen Gruppenkonditionen. Unser gesamter Vorstand der Landesgruppe Bayern unterstützt und berät Sie dabei gern. Lassen Sie uns in diesen schwierigen und herausfordernden**

**den Zeiten nicht den Mut und die Zuversicht verlieren. Unsere alte angestammte Heimat ist wunderschön, sie braucht uns und wartet auf uns, natürlich auch 2021.**

**In heimatlicher und landsmannschaftlicher Verbundenheit,  
für Ost- und Westpreußen!**

*Ihr*

**Christoph Stabe**



„Mein Vater stammt aus Blattnitz im Landkreis Mies, und sowohl mein Großvater als auch mein Urgroßvater waren dort Bürgermeister.“ Schon als Kind habe sie Ihren Großvater zu Veranstaltungen wie den Sudetendeutschen Tag begleitet. Als ihre erste Ansprechpartnerin in Bayern bearbeitet Stierstorfer die Eingaben und Anliegen der Aussiedler und Vertriebenen, steht in engem Kontakt mit dem BdV, den Landsmannschaften, den Generalkonsuln der Länder, aus denen Deutsche vertrieben wurden oder ausgesiedelt sind, sowie den wissenschaftlichen Institutionen und kulturellen Einrichtungen, die sich mit der Geschichte und dem kulturellen Erbe der Deutschen im östlichen Europa befassen.

Ihre Tätigkeit hat vor allem drei Zielsetzungen und Leit motive: Wertschätzung, Jugend und Bildung sowie Verständigung. „Ich finde es ganz wichtig, die Lebensleistung, das Leiden und das Schicksal der Vertriebenen und Aussiedler anzuerkennen und zu würdigen“, betont Stierstorfer. „Schließlich leben in keinem anderen Land so viele Aussiedler und Vertriebene wie bei uns in Bayern. Wir sind das Patenland für Ostpreußen, die Sudetendeutschen sind unser Vierter Stamm und zahlreiche Schlesier haben hier eine neue Heimat gefunden.“ Nach den Heimatvertriebenen kamen in späteren Jahren dann vor allem die Deutschen aus Südosteuropa, also Siebenbürger Sachsen, Banater Schwaben und Donauschwaben und – nach dem Fall des Eisernen Vorhangs vor dreißig Jahren – die Russlanddeutschen nach Bayern. Da zwar viele Bayern durch ihre Familien Wurzeln in den ehemaligen deutschen Ostgebieten, im Sudetenland oder in Südosteuropa haben, jedoch die meisten nur wenig über die „alte Heimat“ wissen, setzt sich Stierstorfer dafür ein, die Themen Flucht und Vertreibung weit stärker als bisher in unserem Bildungswesen zu verankern.

„Junge Leute sollten in der Schule mehr über diesen Teil der Geschichte und das deutsche Kulturerbe im östlichen Europa erfahren. Denn das gehört zu ihrer Identität – und auch zur Identität Bayerns“, betont die Beauftragte. Sie setzt sich außerdem dafür ein, dass an einer bayerischen Universität ein entsprechender Lehrstuhl geschaffen wird. Im vergangenen Jahr hat sie zudem zum ersten Mal zu einem Jugendforum in den Bayerischen Landtag eingeladen – knapp 50 junge Menschen haben sich dabei zum Thema ausgetauscht. Um die Erfahrungen der Erlebnissgeneration zu bewahren und weiterzugeben, hat Stierstorfer außerdem ein Zeitzeugenprojekt gestartet.

Nicht nur die Beauftragte selbst hat eine Familiengeschichte, die eng mit dem Thema zusammenhängt. Auch **Matthias Lill**, der ihre Geschäftsstelle von Beginn an leitet, hat neben fränkischen auch sudetendeutsche und schlesische Wurzeln. Ehe der promovierte Historiker die Leitung ihres Büros vor drei Jahren übernahm, war er neun Jahre im Büro der bzw. des Integrationsbeauftragten tätig und zuvor acht Jahre Leiter des Referats für Politische Planung in der CSU-Landtagsfraktion.

Neu im Team ist seit Jahresbeginn eine Mitarbeiterin mit ostpreußischen und niederbayerischen Wurzeln. „Ihre Großmutter stammt aus Ostpreußen“, berichtet Stierstorfer über ihre Persönliche Referentin **Hanni Kinadeter** (Foto rechts). Die Großmutter ihrer Mitarbeiterin habe übers Haff und den Seeweg fliehen müssen – sie sei eine der wenigen Überlebenden des Untergangs der „Wilhelm Gustloff“. Kinadeter selbst ist Diplom-Kulturwirtin, hat zeitweise in Südamerika gelebt und war die vergangenen zehn Jahre beruflich als Redakteurin, unter anderem auch für die „Nürnberger Nachrichten“, tätig.

(StMAS)



## Michael Wieck – ein Jahrhundertleben für die Menschlichkeit

Am 27. Februar 2021 verstarb in Stuttgart der Violonist Michael Wieck in seinem 93. Lebensjahr. Der Musikabsolvent der Berliner Hochschule spielte von 1952 bis 1961 die erste Violine im RIAS-Sinfonieorchester in West-Berlin unter Ferenc Fricsay und war zweiter Konzertmeister im Kammerorchester Berlin. 1956 prüfte er auf einem Besuch in Israel, ob dieses Land eine neue Heimstatt werden könne. Er schrieb viele Jahre später, daß dies wegen der „*Intoleranz der orthodoxen Juden*“ für ihn nicht in Frage käme – das Zitat muß in seinem zeitlichen Kontext verstanden werden. 1961, nach dem Bau der Berliner Mauer, wanderte er mit seiner Familie nach Neuseeland aus und lehrte dort Violine an der Universität Auckland. Doch nur 7 Jahre später zog Wieck zurück nach Deutschland: „*Die Wurzeln unseres Seins ließen sich nicht aus dem deutschen Grund herausreißen.*“ Er wurde Erster Konzertmeister des Stuttgarter Kammerorchesters und ab 1974 auch der Erste Geiger im Radio-Symphonieorchester Stuttgart, dem er bis zu seiner Pensionierung 1993 angehörte.



*Königsberg, 24. Juni 2011: Uwe Neumärker, Nechama Drober, Generalkonsul Dr. Aristide Fenster und Michael Wieck (v.l.n.r.) (Foto: © Stiftung Denkmal)*

Die beiden obigen Zitate zeigen, daß Wieck von mehr erfüllt war als von seiner künstlerischen Profession. Michael Wieck wurde am 19. Juli 1928 in Königsberg/Pr. als Sohn der Musiker **Kurt Wieck** und **Hedwig Wieck-Hulisch** geboren. Die Eltern waren Gründer und Mitglieder des um 1919 entstandenen Königsberger Streichquartetts, das durch Übertragungen im Rundfunk weit über die Grenzen Königsbergs hinaus bekannt war. Eine entfernte Verwandte von Wieck war die Pianistin **Clara Schumann-Wieck** (1819-1896), die Ehefrau von **Robert Schumann**.

In diesem Umfeld wuchs Wieck mit einer Schwester auf. Die Mutter war jüdischer, der Vater evangelischer Konfession; die Kinder wurden nach jüdischer Tradition erzogen. Ein wesentliches, und später auch lebensgefährliches Kriterium wurde dieser Alltag nach 1933. Das Unheil kündigte sich in einem harmlos erscheinenden Verwaltungsakt an: die Synagogenstraße in Königsberg, Standort einer Synagoge nach dem großen Speicherbrand von 1811, wurde umbenannt (sie hieß fortan Seilerstraße). Es begann der staatlich organisierte Terror gegen die jüdischen Einwohner der Stadt und im Land.

Michael Wieck erlebte die Verunglimpfungen, die Ausgrenzungen, die Brutalitäten, dann die Vertreibungen und schließlich die Deportationen. Eine von ihm sehr geliebte Tante gehörte zu den ersten Bürgern Königsbergs jüdischer Konfession, die ab dem 24. Juni 1942 in die Vernichtungsstätten verschleppt wurden. Er selbst überlebte diese Zeit als Zwangsarbeiter in einer Königsberger Chemiefabrik und verstand es mit kindlichen, später jugendlichen Kräften, seinen Vater und besonders seine Mutter zu unterstützen. Seine Schwester entkam 1939 mit einem Kindertransport der Quäker nach Schottland – sie war getrennt, aber in Sicherheit.

Die Familie Wieck überlebte die Bombardierung und Zerstörung Königsbergs im August 1944, die Festungszeit und die Eroberung der Stadt am 9. April 1945. Eine Rettung war das nicht. Er galt nun nicht mehr als „jüdischer Junge“, sondern als „deutscher Jugendlicher“ und teilte das Schicksal der verbliebenen Bevölkerung. Ein junger Mann, der täglich und im Erleben grauenhafter Ereignisse um das Überleben von sich und seinen Eltern zu kämpfen, wirklich zu kämpfen hatte. Ereignisse, die schon als singuläre Erlebnisse das Potenzial für multiple Traumata haben – Wieck entwickelte Fähigkeiten, die das nur noch kreatürliche Leben weitergehen ließen: mit Mut, mit Kraft, mit Einfallsreichtum, mit Intelligenz. Und immer wieder: die tröstende Kraft der Musik, und sei es in Gedanken.

1948 kam die Familie Wieck mit einem der letzten Abtransporte des überlebenden Teils der letzten Einwohner aus Königsberg heraus. Über das Quarantänelager Kirchmöser in der sowjetischen Besatzungszone gelangte er nach West-Berlin. Die musikalische Laufbahn konnte aufgenommen werden.



1989 veröffentlichte Michael Wieck seine Erinnerungen unter dem Titel „Zeugnis vom Untergang Königsbergs“ (Verlag C.H. Beck). Es wurde ein umgehender Bestseller, denn das Buch ist mehr als eine Registratur der Ereignisse. Seine Kindheit und Jugend am Abgrund der Vernichtung, der alles beherrschende, seelische Ausnahmezustand in dieser Zeit, der Wille zum eigenen Leben bei gleichzeitiger Fürsorge für die Eltern, und die Reflexion über Schuld und Unschuld – all das war in den Jahren der Identitäts- und Heimatsuche bis zur Buchveröffentlichung zu einer Reihe gelangt. Es wird im Buch reflektiert über die Schwierigkeiten einer Identität, die – bei negativer Auslegung – auch eine geistige Uniform sein kann, die andere Menschen ausgrenzt. Er erkennt die Schwachstelle in den destruktiven Veranlagungen, die jedem menschlichen Wesen innewohnen. Sie können im unheilvollen Zusammenspiel von Ich-Wahn, Machtmißbrauch und Angstlähmung der Gefährdeten zu jeder Zeit neu ausbrechen. Der Mensch ist ein zweigeteiltes Wesen, das gefährdet bleibt. Einen Verweis gibt er an einer Stelle – darin ganz Königsberger – auf Immanuel Kant und hier besonders auf seine Schrift zum ewigen

Frieden. Der Mensch als Teil eines unendlichen, unbegreiflichen Ganzen. Er muß Verantwortung übernehmen und seine Kräfte konstruktiv ausleben. In diesem Sinne hielt Wieck fortan unzählige Vorträge in Schulen und auf Lesungen. Die Enthüllung einer Gedenktafel für die ersten Deportationen von Bürgern aus Königsberg am 24. Juni 2011 am nunmehrigen Kaliningrader Nordbahnhof zeigte, daß auch die heutigen Einwohner Königsbergs ein großes Interesse an der neueren Geschichte haben. Anwesend waren u.a. Michael Wieck und Nechama Drober, eine weitere Überlebende.

In einem Interview mit der Landeszeitung vom 17. Januar 2008 antwortete Michael Wieck auf die Frage, ob er auch in unserer aktuellen Gesellschaft Tendenzen sehe, daß sich die Geschichte wiederholt: „In Schulen bekomme ich oft die Frage gestellt: Woran merken wir, wenn sich die Demokratie in eine Diktatur verwandelt? Ich antworte dann: Wenn ihr beobachtet, daß ihr euch nicht zu sagen traut, was gesagt werden sollte, dann beginnt es. Ein Passivverhalten der Konstruktiven genügt leider für einen Sieg des Destruktiven. Das ist das Mindeste, was man aus der Geschichte zu lernen hat.“

Wer Michael Wieck traf, war schnell in den Bann seiner Persönlichkeit gezogen. Seine Klarheit selbst im hohen Alter, seine stille und tiefe Lebensbejahung, und seine freundliche Ausgeglichenheit werden in den Menschen, die ihm begegneten, noch lange nachhallen. Als gültiges Zeugnis bleibt sein Buch, das in seiner zeitlosen Qualität zu Recht ein „document humain“ geworden ist. Die Redaktion des PREUSSEN-KURIER wird ihm ein dankendes und ehrenvolles Andenken bewahren. Unsere Anteilnahme gilt seiner Gattin und seiner nächsten Familie und Freunden.

Jörn Pekrul

# Kreisgruppe Weiden trauert um Hans Poweleit



Mit 93 Jahren verstorben: Hans Poweleit

Die Kreisgruppe Weiden der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen trauert um ihren langjährigen Vorsitzenden Hans Poweleit, der am 13. Januar in einem Weidener Seniorenheim im Alter von 93 Jahren verstarb.

Hans Poweleit wurde am 12. September 1927 in der ostpreußischen Gemeinde Dwarischken (Löbelshorst) im Kreis Pillkallen (später Schloßberg) geboren. Nach der Vertreibung und mehrjähriger sowjetischer Kriegsgefangenschaft engagierte er sich in der am 22. Januar 1949 gegründeten Kreisgruppe zunächst im Sängchor.

1952 heiratete er die ebenfalls aus Ostpreußen stammende Renate Konietzka, die sich wie er selbst in der Landsmannschaft engagierte. Aus dieser Ehe, die bis zum Tode der Gattin 2015 währte, gingen die beiden Kinder Peter und Anita hervor. Später konnte er auch auf zwei Enkelkinder und 6 Urenkel stolz sein.

Nach dem Eintritt in den Vorruhestand 1985 konnte der gelernte Kamin- und Ofenbauer noch mehr Zeit für seine landsmannschaftlichen Aktivitäten aufbringen. 1988 übernahm er von Anton Radigk den Vorsitz der Kreisgruppe, den er bis 2012 innehatte. Sein Nachfolger wurde sein Neffe Norbert Uschald, dem er bis zuletzt noch als 2. Vorsitzender mit Rat und Tat zur Seite stand.



An Ehrenämtern (LO, BdV, Heimatring Weiden) wie auch an Ehrungen herrschte kein Mangel; beim 70-jährigen Gründungsjubiläum der Kreisgruppe im Jahre 2019 wurde Hans Poweleit als Gründungsmitglied geehrt.

(Foto: Reinhold Dobmeier)

Seine Liebe zur Heimat, seine Bodenständigkeit und sein Bestreben, ostpreußische Kultur und Geschichte zu pflegen, waren vorbildlich und werden auch künftig für die Kreisgruppe Weiden Erbe und Auftrag bleiben.

**Der Landesvorstand erinnert sich gerne an Hans Poweleit – er war einer der „Großen“ unter den Aktiven! Möge er in Frieden ruhen.**

*Norbert Uschald/Rainer Claaßen*



**A. E. JOHANN-GESELLSCHAFT e.V.**

## **A. E. Johann-Preis soll in 2022 zum fünften Mal verliehen werden**

**Was 2010 mit einem Versuch begann, ist mittlerweile ein fester Programmpunkt in der A. E. Johann-Gesellschaft geworden**



Ab sofort können junge Leute von 12 bis 25 Jahren ihre Reiseerlebnisse einreichen.

Eine ausgewählte Jury wird die Einsendungen, die in die Altersgruppen 12 bis 15, 16 bis 20 und 21 bis 25 Jahre eingeteilt werden, bewerten und die Sieger ermitteln. Die drei besten Einsendungen jeder Gruppe erhalten Preisgelder und Sachpreise.

Finanziert wird das Projekt durch Zuschüsse und Spenden.

Alle drei Jahre wird ein Literaturpreis für junge Leute ausgeschrieben. Am **08. Oktober 2022** soll in **Oerrel**, wo A. E. Johann von 1978 bis 1996 gewohnt hat, die nächste Preisverleihung stattfinden.

Beim Wettbewerb in 2019 gab es neben den zahlreichen Einsendungen aus Deutschland auch Beiträge aus Österreich, Italien, Frankreich, Schweiz und sogar aus Kamerun.

Der Namensgeber des Wettbewerbs wurde 1901, unter dem bürgerlichen Namen **Alfred Ernst Johann Wollschläger** (*Foto oben*), in **Bromberg** geboren und war im letzten Jahrhundert der erfolgreichste Reiseschriftsteller im deutschsprachigen Raum. Er verfasste ca. 90 Bücher von denen 80 veröffentlicht wurden. Die Gesamtauflage betrug über 20 Millionen Exemplare.

Wollschläger verstarb im Herbst 1996 im Landkreis Gifhorn.

Die Reiseberichte müssen auf eigenen, wahren Erlebnissen beruhen und dürfen maximal 12 Seiten (Schrift Arial, Größe 12 pt.) umfassen und müssen bis zum **31. März 2022** per Email (nur PDF- oder DOC-Dateien) an

[A.E.Johann-Gesellschaft@web.de](mailto:A.E.Johann-Gesellschaft@web.de)

oder per Post an:

**A. E. Johann-Gesellschaft  
A. E. Johann-Weg 1  
34593 Knüllwald**

gesendet werden.

**Im Herbst 2021 wird eine Biografie über A. E. Johann mit dem Titel »Ein Leben auf Reisen« erscheinen.**

*Text: Rudi Zülch  
Foto: Archiv A. E. Johann-Gesellschaft*

# Eiszeitwald vor Ostpreußen

**Vor Schwarzort auf dem litauischen Teil der Kurischen Nehrung haben litauische Unterwasserarchäologen die Reste eines Waldes aus der Eiszeit entdeckt.**

Nach einer Mitteilung der Universität Memel handelt es sich bei den Funden um Baumstämme, die durch den steigenden Wasserspiegel am Ende der letzten Kälteperiode überflutet wurden und sich bemerkenswert gut auf dem Grund der entstehenden Ostsee erhalten haben. Die litauischen Forscher wollen sie nun gemeinsam mit polnischen Kollegen vom Nationalen Schiffahrtsmuseum in Danzig photogrammetrisch dokumentieren, um auf dieser Basis mittels dreidimensionaler Druckverfahren Rekonstruktionen besonders eindrucksvoller Exemplare für ihre jeweiligen Museumsausstellungen zu erzeugen.



Der Veröffentlichung zufolge wurden bisher allerdings nur zwei längere Baumstämme fotografiert, und es scheinen auch finanzielle Probleme für dieses medial verbreitete „internationale Projekt“ zu bestehen: Gegenüber der Öffentlichkeit und den staatlichen Geldgebern wird auf die glänzenden Aussichten abgehoben, an den noch zu untersuchenden Stämmen menschliche Aktivitätsspuren finden zu können. Das erscheint zwar für einen Förderantrag von archäologischer Seite unabdingbar, angesichts der statistischen Unwahrscheinlichkeit einer Auffindung solcher Zeugnisse aus der Steinzeit aber von der Sache her eher etwas überoptimistisch zu sein.

*Foto links: Kirche in Schwarzort  
(Foto: Michael Samel)*



*Unterwasserbild eines der beiden bisher dokumentierten Baumstämme  
(Foto: Nationales Schiffahrtsmuseum Danzig)*

*Thomas W. Wyrwoll*

# Umweltskandal in Memel

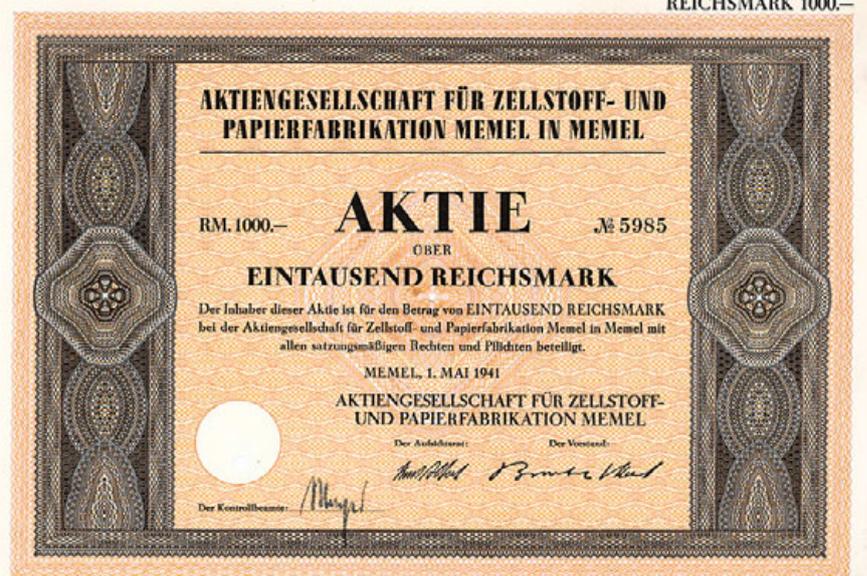
Erst leitet das Memeler Kartonagenwerk des litauischen Papierkonzerns Grigeo im großen Stil verschmutzte Abwasser illegal in das Kurische Haff, dann erfüllt es seine Umweltversprechen gegenüber der Öffentlichkeit nicht und engagiert stattdessen, wie hier erstmals in gedruckter Form dargelegt wird, eine betrügerische US-„Beraterfirma“ zur „Evaluierung“ bzw. wohl eher Kaschierung der Vorkommnisse: Die Verhältnisse in der Wirtschaft des Memellands stinken in mehrfacher Hinsicht zum Himmel.



*Genau wie in der Politik: Nicht alles, was nach außen grün erscheint, ist es auch tatsächlich (Foto: www.123ru.net)*

das die Fabrik ihre Produktionsrückstände nach ersten Angaben in den sog. Memeler Hafen, d.h. den Fluss Memel nahe dem Trelleborg-Kai und damit über diesen in das Haff und letztlich in die Ostsee entsorgte. Jeweils um Mitternacht scheint das Notrohr nach einem ausgeklügelten Verschleierungssystem für sieben Stunden geöffnet worden zu sein – und das seit etlichen Jahren täglich. Erst jetzt kamen die Ermittlungen ins Rollen, nachdem zahlreiche frühere Beschwerden von Anwohnern seitens der nach im Lande allgemeiner Ansicht für „Gefälligkeiten“ empfänglichen Behördenvertreter ignoriert worden waren. Diese illegale Abfallbeseitigung durch den sich seit jeher als besonders „ökologisch“ gerierenden Kartonagen- und Hygienepapier-Hersteller Grigeo hat laut offizieller Einschätzung insgesamt einen zunächst nicht näher bezifferten „Millionenschaden“ in der Umwelt angerichtet. Die traditionsreichen Fabrikationsanlagen an der alten Mühlenstraße, die jetzt auf Litauisch „Memelstraße“ heißt, mit ihrer Fläche von rund 29 Hektar bestehen schon seit dem Jahr 1898 – von vergleichbaren Skandalen wurde allerdings in deutscher Zeit nichts bekannt. Daß derartige Einleitungen über Jahre hinweg „übersehen“ werden konnten, wirft für das heutige Litauen und insbesondere die Stadt Memel jedenfalls denkbar unangenehme Fragen auf.

**Memel.** Über etliche Jahre soll das Memeler Kartonwerk des litauischen Papiergiganten Grigeo, des einzigen Papierherstellers im Lande und größten Unternehmens seiner Branche im Baltikum, seine Abwässer ungeklärt in das Kurische Haff eingeleitet haben. Die litauische Umweltbehörde fand bei einer genauen Untersuchung der mit der Weiterverarbeitung von Altpapier befassten und angeblich besonders umweltfreundlichen Kläranlagen in Dumpen im Januar ein Leitungssystem, über



*Zu dieser Zeit hatten die Memeler Papierwerke noch einen Wert – Aktie über 1000 RM der Aktiengesellschaft für Zellstoff- und Papierfabrikation Memel in Memel vom 1. Mai 1941*

Das Unternehmen bestätigte einige Zeit nach dem Beginn der Ermittlungen in Grundsätzen die Richtigkeit der behördlichen Vorwürfe und drückte gegenüber der Öffentlichkeit sein Bedauern aus. Gintautas Pangonis, Vorstandsvorsitzender und mit 43,5 % zugleich Hauptanteilseigner des Grigeo-Gesamtkonzerns, sprach persönlich von einem „unentschuldbaren Verbrechen“ und anschließenden „unzureichenden Erklärungen“ seines Hauses. Man habe dafür gesorgt, daß die verantwortlichen Mitarbeiter sämtlich vom Dienst suspendiert worden seien, und werde vollumfassend mit den Behörden bei der Aufklärung dieses Skandals zusammenarbeiten. Entgegen den Aussagen der offiziellen Stellen sei das inkriminierte Rohr in Memel allerdings nicht eigens vor Ort zur Umgehung der dysfunktionalen betriebseigenen Kläranlage gebaut worden: Es handle sich vielmehr um ein in allen Werken von Grigeo vorhandenes allgemeines Sicherheitssystem, das zudem keine un-, sondern „nur“ teilweise gereinigte Abwässer entlassen habe. Sollten diese Rohre also auch an den anderen Standorten des Konzerns in ähnlicher Weise „kreativ“ gebraucht werden? Wirklich beruhigen kann Pangonis' Aussage daher wohl eher nicht. Falls es zutrifft, dass ein solches Rohrsystem bei Grigeo üblich ist, spräche dies wohl am ehesten dafür, daß es in Dumpen erst nach der Übernahme der Vorläufer-Firma Memel-Karton durch Grigeo im Jahr 2010 installiert worden sein würde. In der Tat erfolgte dort 2012 eine Generalsanierung der 1979 gebauten und erst 2004 grundüberholten Kläranlage. Dies würde zumindest den Zeitraum der Einleitungen auf rund acht Jahre eingrenzen.



*Konzernchef Gintautas Pangonis liebt es, sich mit Medaillen für seine Verdienste auszeichnen zu lassen (Foto: [www.grigeo.lt](http://www.grigeo.lt))*



*links: Der Grigeo-Konzern wurde in Litauen für seine ökologisch 'nachhaltige Entwicklung' ausgezeichnet. (Foto: [www.grigeo.lt](http://www.grigeo.lt)) / rechts: gerne schmückte sich das Unternehmen mit gekauften Zertifikaten in Sachen Umweltschutz (Foto: [www.grigeo.lt-FSC](http://www.grigeo.lt-FSC))*

Laut Pangonis' Erklärung soll die Umweltverschmutzung in Memel umgehend beendet worden sein, nachdem sie ihm zur Kenntnis gelangte: Die unternehmenseigene Kläranlage in Dumpen wäre seit dem Behördenbesuch ohnehin nicht mehr in Betrieb gewesen, und die Reinigung der Abwässer wollte man von nun an bis auf weiteres durch „Klaipeda Vandeny“, das Memeler Wasserwerk, vornehmen lassen. In jedem Fall habe das Unternehmen die Einrichtung eines Fonds beschlossen, aus dem Umweltstudien und geeignete Ausgleichsmaßnahmen finanziert werden. Zudem würde Grigeo planen, externe Berater in die Betriebe zu holen, welche die „Mentalität“ und Fachkenntnis der Mitarbeiter grundlegend erneuern sollen. Allein einem Herzen für die Umwelt scheinen diese Worte des zuvor durch Abwiegungen hervorgetretenen Grigeo-Chefs nicht geschuldet gewesen zu sein: In Litauen schlugen die Verfehlungen des bisher mit seiner ökologischen Ausrichtung werbenden Konzerns wie

eine Bombe ein und wurden zum zentralen Politikum des neuen Jahres. Zahlreiche Verbraucher wiegerten sich, Grigeo-Produkte zu kaufen, und mehrere Handels- sowie eine Baumarktkette schlossen sich dem Boykott an, indem sie diese Erzeugnisse komplett aus dem Verkauf nahmen. Der Erlöseinbruch blieb natürlich auch für die Aktien des Unternehmens nicht ohne Folgen: Der Handel mit Grigeo-Papieren an der Wilenser Börse war zwar gleich im Januar zeitweise ausgesetzt worden, später gab der Kurs dann aber doch noch um über 30% nach. Analysten befürchteten durch dieses Debakel des von Politik und Wirtschaftsverbänden vielfach ausgezeichneten „Blue-Ship“- und nationalen Vorzeigeunternehmens bereits einen Niedergang des gesamten baltischen Aktienmarktes.



links: Auch der litauische Wirtschaftsminister hielt seine Hand über das fortschrittliche Unternehmen / rechts: Eines der Hauptprodukte von Grigeo: GRITE-Toilettenpapier (Fotos: [www.grigeo.lt](http://www.grigeo.lt))

Im Februar erhob die Staatsanwaltschaft Anklage gegen sechs natürliche Personen, während Grigeo bekanntgab, daß es nur zwei führende Mitarbeiter wegen der Vorkommnisse suspendiert habe und diese sich zudem „nicht bewußt gewesen“ seien, daß ihr Handeln der Umwelt einen erheblichen Schaden hätte zufügen können. Eine sich hierzu äßernde „Kommission“ des Werks wollte zudem festhalten, daß das Dauernotfallrohr sich nicht wie zunächst berichtet in die Memel oder gar direkt ins Haff entleert hätte, sondern in ein Abwassersystem der städtischen Wasserwerke – und eben erst indirekt über dieses ins Haff. Das sei dann freilich auch nicht mehr wirklich schlimm gewesen, denn in dem um die zehn Kilometer langen Wunderrohr sei es irgendwie doch zu einer Klärung der Abwässer gekommen, so daß diese schließlich fast sauber, aber auf jeden Fall unbedenklich in die Natur gelangt seien. Umweltminister Kęstutis Mažeika von der Union der Bauern und Grünen bezifferte hingegen den ökologischen Schaden zeitgleich mit an die 60 Millionen Euro – wie sich Zerstörungen der Umwelt umrechnen lassen, bleibt freilich auch hier ein politisches Geheimnis. Eine Strafsumme in dieser Höhe dürfte freilich den gesamten Grigeo-Konzern in den Ruin treiben. Zur Abwehr des letzteren versuchten die an

einem Fortbestand eines ihrer wichtigsten Unternehmen interessierten örtlichen Behörden in Memel samt Wasserwerk und Umweltamt ziemlich deutlich, die anzunehmenden Schäden herunterzuspielen, und warfen gemeinsam mit Grigeo verschiedene argumentative Rauchgranaten für die Öffentlichkeit, die jedoch nicht ganz verfangen mochten. Fest steht ohne Zweifel, daß das empfindliche Ökosystem des Haffs bei solchen Einleitungen nicht ohne Schaden davon gekommen sein kann.



Sauberes Papier aus Memel führte zu einer schmutzigeren Ostsee (Foto: [www.grigeo.lt](http://www.grigeo.lt))

Aus den vorgeblichen hehren Vorsätzen des Vorstandes vom Januar ist denn auch seither nichts geworden: Mitte Mai entschied sich das gegenüber der Firma bisher handzahme Memeler Wasserwerk schließlich zu einer Aussetzung des Vertrags mit der Kartonfabrik, da sich diese nicht an die Abmachungen zur Vorbehandlung des Wassers gehalten hatte. Danach ruhte die Produktion für teure gut drei Wochen. Erst Anfang Juni wurden sich beide Unternehmen über eine neue Zusammenarbeit einig, die monatliche Verträge mit spezifizierten Angaben zur erlaubten Verschmutzungsmenge vorsah. Auch diese Vereinbarungen wurden allerdings von Grigeo seither regelmäßig nicht eingehalten, so daß das Wasserwerk den Vertrag bisher in jedem Monat vorzeitig kündigte und dadurch jeweils eine erneute Aussetzung der Produktion erforderlich wurde. Ende Juli untersagte die Umweltschutzbehörde eine von Grigeo beantragte Wiederbenutzung der eigenen Dumpener Kläranlage wegen deren weiterhin fehlender technischer Voraussetzungen. Ende August mußte das komplette Werk erneut wegen in die Stadt verwehter übler Gerüche für mehrere Tage schließen. Die hierfür verantwortlichen Gase sollen laut Angaben des Werksleiters entstanden sein, als die Firma durch Produktionsumstellungen versucht habe, die Auflagen von Klaipeda Vandenys für eine Schmutzwasserabnahme zu erfüllen. Der Gestank hatte zu einer massiven Unzufriedenheit in der Memeler Bevölkerung und Verlegungsforderungen gegenüber dem Unternehmen geführt, dessen Lage innerhalb des Stadtbereichs inzwischen zunehmend als Problem gesehen wird. Pangonis verwahrte sich gegen solche Vorschläge und erklärte sie für ebenso überflüssig wie unrentabel. In der Tat wären sie für den Konzern mit ziemlicher Sicherheit ruinös. Freilich blieben die seither mehrfach versprochenen Verbesserungen bisher dennoch weitgehend aus.



*Wurde über Jahre durch die Abwassereinleitungen des Grigeo-Konzerns verschmutzt: Kurisches Haff bei Nidden (Foto: Julian Nyca, CC BY-SA 3.0)*

Die Versagensserie beschränkt sich nämlich keinesfalls „nur“ auf die unzureichende Klärung der Abwässer: Die gesamte Führung des Konzerns erscheint marode. Erst im Dezember 2019 hatte Grigeo den in Litauen von den Medien gefeierten Ökonomen Tomas Eikinas als Betriebsleiter für das Memeler Werk gewonnen, der bereits damals eine größere Reorganisation von dessen Struktur ankündigte. An den im Januar inkriminierten Machenschaften war er offenbar noch nicht beteiligt, so dass er seine Position behalten konnte. Danach versagte freilich auch er eklatant: Im September verbreitete Grigeo Memel eine Erklärung, der zufolge man Anfang April eine Studie zur Entstehung des Umweltskandals und zu seiner Lösung an „internationale Fachleute“ vergeben habe, die nun unmittelbar vor dem Abschluß stehe und spätestens bis zum Oktober vorliegen werde. Ein kurzer Blick auf die Netzseiten des mit der Umweltstudie beauftragten „Unternehmens“ hätten freilich bei jedem auch nur

halbwegs intelligenten Menschen die Alarmglocken schrillen lassen müssen: „TIG Environmental“ ist laut Eigenangaben der schweizerische Zweig einer in den USA angesiedelten vorgeblich wissenschaftsfundierten „Nachrichtendienst- und Politikberatungsfirma“ mit dem marktschreierischen Allerweltsnamen „The Intelligence Group“, die aber angesichts praktisch fehlender anderweitiger Angaben auf der eigenen Netzseite hauptsächlich aus ihrer Umweltsparte zu bestehen scheint. Leiter dieser vermeintlichen Spezialisten für industrielle Verschmutzungen ist ein laut Grigeo „weltbekannter“, aber außerhalb der mit diesem Begriff vermutlich gemeinten imaginierten Parallelwelt offenbar kaum in Erscheinung getretener Italiener namens Carlo Monti, bei dem es sich laut Internet-Selbstauskunft um einen „Umwelt-Forensiker“ handelt. Die angebliche Fülle seiner im eigenen Lebenslauf herausgestellten höchst unterschiedlichen wissenschaftlichen Qualifikationen erscheint in seinem Fall denn auch ebenso dubios wie die Vielzahl der vorgeblich von ihm durchgeführten kommerziellen Beratungsprojekte, bei denen sich interessanterweise in aller Regel kein Auftraggeber finden läßt. Dieser Herr führt – übrigens als einziger Mitarbeiter des gesamten „Wissenschafts-Konzerns“ – einen Dokortitel, bei dem allerdings wiederum allein schon die merkwürdige und zudem auf den Seiten widersprüchliche Hochschulverortung Fragen aufwirft. „Präsident“ und „Vize-Präsident“ der nebulösen Firma wollen es laut ihren Profilen auf der eigenen Internetseite immerhin bis zu einem üblicherweise inhaltlich irrelevanten US-„Master“ gebracht haben, während die von ihnen beschäftigten „Wissenschaftler“ sonst meist noch deutlich geringere „akademische Erfolge“ verbuchen konnten: Selbst die sog. „Leitenden Wissenschaftler“ der merkwürdigen Klitsche verfügen den dortigen Angaben zufolge oft gar nur über einen „Bachelor“-Abschluß – ernsthafte fachliche oder gar wissenschaftliche Qualifikationen scheint man bei dieser Firma demnach nicht erwarten zu können.



*Gerne warb Grigeo Klaipeda noch vor kurzem mit seinen neuen „umweltfreundlichen Produktionsanlagen“ (Foto: [www.grigeo.lt](http://www.grigeo.lt) )*

Zu dieser dubiosen Außenwirkung paßt es, daß die einzigen und noch dazu auf der TIG-Netzseite groß herausgestellten „aktuellen Projektmeldungen“, die in Wahrheit Werbebotschaften darstellen, aus dem Jahr 2019 stammen – und dabei allesamt vorgebliche Projekte des Herrn Monti betreffen. Dieser war in genau diesem Jahr in die Firma eingetreten – ein Ereignis, das selbstredend ebenfalls einen gigantischen Selbstbewerbungsschub auf der Netzseite wert schien. Im gesamten Verlauf des Jahres 2020 hat die Firma dann keinerlei weitere öffentliche Stellungnahmen zu irgendwelchen Projekten abgegeben. Nun mag ja die Vorstandsetage von Grigeo auch sonst über ihr Sekretariat den ein oder anderen Auftrag an ein im Hause bisher unbekanntes und sich dann vielleicht als untauglich herausstellende Kleinunternehmen vergeben, z. B. zur Neuaufpolsterung eines alten Sofas – aber darf man deshalb wirklich annehmen, daß sie bei einem Auftrag von zentraler Bedeutung für den eigenen Weiterbestand eine in weniger als einer Stunde auch durch die eigene Sekretärin durchzuführende Prüfung des neuen Partners unterläßt und auf solch eine billige Schwindelfirma hereinfällt?

In diesem Fall hatte man in Memel auch wohl Verständnis dafür, daß der als einziger hochrangige Wissenschaftler der US-Intelligenzler und noch dazu angesichts seines Weltruhms sicher vielbeschäftigte Herr Monti aufgrund dieser Überlastung zuletzt nicht nur zu keiner weiteren Eigenwerbung gekommen ist, sondern auch das ja spätestens für den Oktoberbeginn angekündigte Gutachten bis Ende November immer noch nicht vorlegen konnte. Da ist es jedenfalls bisher nicht. Wer solche selbstgestrickten Entschuldigungen wirklich glaubt, wird freilich auch nicht bemerken, daß die angeblichen Zusatzexpertisen zum Forschungsauftrag aus just derselben Firmenumgebung beigebracht werden sollen wie das Hauptgutachten und sie damit für die Untersuchung ebenfalls keinen Gewinn an Seriosität versprechen. Ob freilich auch nur eines dieser Papiere überhaupt jemals in Litauen einlangen wird, steht nach Lage der Dinge momentan in den Sternen.



Noch vor zwei Jahren wurde Grigeo als das drittfortschrittlichste Unternehmen im Baltikum ausgezeichnet (Foto: [www.grigeo.lt](http://www.grigeo.lt))

Statt der fehlenden Gutachten und ohne diese erkennbar zu erwähnen, stellte der Memeler Grigeo-Lenker Tomas Eikinas schließlich am 26. November ebenso wortreich wie inhaltsleer einen „Plan“ vor, durch den sich nun innerhalb des Unternehmens „alles“ ändern solle. Das einzig „Konkrete“ bei seinen Ausführungen blieb außer der Einstellung eines „Nachhaltigkeits-Managers“ das bereits in der Vergangenheit mehrfach ebenso rasch gegebene wie gebrochene Versprechen, technische Änderungen in der ja vom Staat stillgelegten eigenen Kläranlage vornehmen zu wollen, um so den Bürgern entgegenzukommen.

Diese Maßnahmen würden nun allerdings, und hier wird es endlich einmal halbwegs ehrlich, nicht von selbst zu einem Erfolg führen: Im bei der Generalvorstellung nicht sonderlich betonten „Kleingedruckten“ ist zu lesen, daß durch die geplanten Maßnahmen, Zitat, „eine teilweise Behandlung der Abwässer beginnen“ und ein „Beitrag zur Lösung der Frage der Geruchsbelästigung angestrebt“ werde. Ein überzeugender Wurf sieht anders aus. Wenn man sich dann noch vor Augen führt, daß der gesamte hiermit verkündete vorgebliche „technische Plan“, der in all seiner Peinlichkeit auf der Unternehmensnetzseite zu finden ist, nichts anderes darstellt als eine simple Tabelle mit aus eigenen alten Presseerklärungen herauskopierten völlig wolkigen „Allgemeinzielen“, die nur mühsam gut zwei Din-A-4-Seiten füllen, und diese Floskelsammlung im Kern überdies auch noch auf den alten Auftrag an das US-Schwindelunternehmen rekurriert, dann muß man der Unternehmensführung entweder jegliche Kompetenz zur Bewältigung selbst ihrer banalsten Aufgaben absprechen oder aber hier an einen ziemlich billigen Betrugsversuch denken. Was Grigeo sich hier noch dazu dem eigenen Bekunden nach in Vorbereitung des ausstehenden Gerichtsverfahrens leistet, ist habebüchen und sollte an sich allein schon dazu veranlassen, das Memeler Werk zu seinem eigenen Schutz unter Zwangsverwaltung zu stellen. Wenn man nicht schleunigst mit solchen Drittwelt-Verhältnissen aufräumt und an die im Lande vielbeschworenen „europäischen Maßstäbe“ zumindest im Sinne des damit an sich Gemeinten anknüpft, dürfte es jetzt, ziemlich genau 100 Jahre nach der nachkriegsbedingten Neuformierung seines deutschen Vorläufers „Aktiengesellschaft für Zellstoff- und Papierfabrikation Memel in Memel“ im Jahre 1919, nicht nur mit der einst prophezeiten goldenen Zukunft als „Blue-Chip“-Unternehmen, sondern auch mit der wenig glänzenden Gegenwart in Memel bald schon zur Gänze vorbei sein.

Thomas W. Wyrwoll

# Aquatische Zukunft: Neue Meereskulturpläne für Ost- und Westpreußen

Finanziert aus Mitteln des *Europäischen Fonds für regionale Entwicklung* hat mit dem Jahr 2020 ein neues EU-Projekt zur Entwicklung der Aquakultur vor der Küste Ost- und Westpreußens sowie ihrer Nachbargebiete begonnen. Unter der reichlich verquasteten EU-Technokraten-Bezeichnung „*Aquaculture virtual career development platform for the South Baltic Region*“, kurz *AquaVIP*, dem Inhalt des Projekts zufolge in etwa zu übersetzen als „*Wirksame Aquakulturerufs-Entwicklungsplattform für die Südliche Ostseeregion*“, sollen zum einen die benötigten Fachkräfte für die Entwicklung einer künftigen küstennahen Zucht von Fischen und anderen Meerestieren („*Blaue Aquakultur*“) sowie von Algen und anderen Wasserpflanzen („*Grüne Aquakultur*“) herangebildet, zum anderen das bisherige Wissen in diesen Bereichen in Bezug auf den südlichen Ostseeraum versammelt und die vorhandenen Kenntnisse durch gezielte Forschungen ergänzt werden. Hauptträger des Projekts ist der Wissenschafts- und Technologiepark von Memel, seine primären Partner sind die Universitäten von Rostock, Danzig und Memel.

Als praktischer Ausgangspunkt des Vorhabens dienen gemeinsame Experimente u.a. zur Effektivierung künstlicher Nahrungsketten für die Zucht empfindlicher Fischlarven, zur Zucht der in der Branche beliebten Weißfußgarnele und von als Nahrungsgrundlagen nutzbaren Mikroalgen sowie zur Anwendung von Brackwasser bei der Kultur von Süßwasserfischen im Randbereich des Meeres und „umgekehrt“ zur Verwendung geothermischer Solen zur Aufsalzung dieses Wassers bei der Kultur von Meerestieren. Laut Projektleiter Andrius Sutnikas sollen die neuen Technologien innovativ und umweltfreundlich sein, weitere Märkte in der EU und in Übersee erschließen und ein „*blau-grünes Arbeitsplatz- und Wirtschaftswachstum*“ an der südlichen Ostsee ermöglichen.



*Weißfußgarnele; oben: ein gesundes Tier nach der Ernte*

Wirklich innovativ wirkt das Vorhaben indes in weiten Teilen zunächst nicht. Gerade die Zucht von *Litopenaeus vannamei* (Boone, 1931) bzw. der Weißfußgarnele, wie sie die Forscher der Universität Rostock auf Deutsch nennen, könnte sich z. B. als ökologischer Bumerang erweisen. Die Wildform dieser international als „*King Prawn*“ vermarkteten Art stammt von der Pazifikküste Lateinamerikas und wurde seit dem 1970er Jahren zunächst in den USA und kurz danach auch in ihrem Ursprungsgebiet in Aquakultur gezüchtet. Da sich dies als technisch recht einfach erwies, stiegen mit Beginn des neuen Jahrtausends verschiedene Staaten Südostasiens und vor allem China umfangreich in diesen lukrativen Markt ein und begannen ihn nach nur wenigen Jahren zu dominieren. Inzwischen gehören mehr als die Hälfte aller weltweit gehandelten Zuchtkrebse zu dieser Spezies, womit sie noch vor der Tigergarnele *Penaeus monodos* Fabricius, 1798 („*Giant Tiger Prawn*“) liegt.

Da sie in ihrer Urheimat auf konstante Wassertemperaturen von über 20 Grad Celsius angewiesen und gerade bei kalter Witterung bereits in der Natur ausgesprochen krankheitsanfällig ist, hat sich bei ihrer Zucht ein ausufernder Einsatz von Chemikalien aller Art etabliert, der sowohl den Genuss der Tiere bedenklich macht als auch die Umwelt im weiten Umkreis um die Zuchtanlagen massiv schädigt. Es wäre ein Frevel, wenn sich die neuen Garnelenzüchter an der empfindlichen Ostsee solchen Praktiken anschließen. Hier muß man insbesondere auf das Verantwortungsbewußtsein der beteiligten Rostocker Forscher hoffen, sich für eine Annäherung an deutsche Ökostandards und eine Minimierung gefährlicher Antibiotikagaben einzusetzen. Andererseits dürfte es angesichts des asiatischen Riesenangebots von „*Chemie-Garnelen*“ schwierig sein, eine unter besseren Umständen herangezogene und damit naturgemäß wohl etwas teurere europäische Alternative zu vermarkten, so man nicht – im Gegensatz zu allen bisherigen politischen Vorgaben – den europäischen Markt gegenüber den giftigen Importen aus Übersee abschließt und dadurch Umwelt wie Menschen schützt. Der Erfolg des neuen Projektes vor der preußischen Küste dürfte daher davon abhängen, inwieweit die EU in der Lage ist, sich in grundsätzlichen Fragen zu ändern und so den von ihr vorgeblich verfolgten ideellen Zielen tatsächlich gerecht zu werden. *Text: Thomas W. Wyrwoll / Foto: Herman Gunawan, CC BY-SA 3.0*

# Die ehemalige Reichsstraße Nr. 1 – eine europäische Handelsroute

## Teil I – von Aachen nach Berlin

### „Diese pedantischen Preußen!“

Der Reisende stand an der deutschen Grenze bei **Aachen** und war verärgert. Die Zollbeamten visitierten sein Gepäck auf das Genierlichste. Er spottete nur:

*„Beschnüffelten alles, kramten herum in Hemden, Hosen, Schnupftüchern; sie suchten nach Spitzen, nach Bijoutieren, auch nach verbotenen Büchern.“*

Er mochte die Preußen nicht. 12 Jahre hatte **Heinrich Heine** in Frankreich gelebt – ein Brausekopf, der schon früh mit der Sprache umzugehen wußte. Im Furor des Heranwachsens hatte er sich so manche Feindschaft erworben, die bei kühlerem Blute und einem Wissen um die menschlichen Schwachheiten vielleicht eine Freundschaft hätte werden können. Als dann 1833 und 1835 Publikationsverbote für seine Schriften erlassen wurden, wurde sein Wohnort in Paris zum Exil.

Abbildung rechts: Heinrich Heine 1831  
(Foto: Wikipedia)



Nun schrieben wir das Jahr 1843. Er wollte seine Mutter wiedersehen, die in Hamburg lebte und bei dem Großen Stadtbrand im Mai 1842 ihre Wohnung verloren hatte. Auch Heimweh spielte eine Rolle, wenngleich er die politischen Verhältnisse im Vormärz engagiert verfolgt hatte und – wie viele damals – ein geeintes Deutschland herbeisehnte. Die Zeit war noch nicht reif dafür. Die Verwüstungen, mit denen Napoleon I. den Kontinent bis nach Moskau überzogen hatte, wirkten noch nach. Der Rückzug in den Biedermeier bot Schutz und Überblick, doch es deutete sich bereits an, daß auch diese Epoche nur ein Übergang sein würde. Die vielen Kleinstaaten, Grafschaften und Herzogtümer, aus denen Deutschland damals bestand – ideal für Ränkespiele der europäischen Großmächte – schienen nicht mehr zeitgemäß. Am Rhein übten die Ideale der benachbarten französischen Revolution eine Faszination aus, die zwar auch durch die französische Besatzung nicht verschwand, jedoch im fernen Preußen mit seiner nüchternen Pflichtethik nie so ganz verfiel.

Als Preußen die Rheinprovinz nach der Befreiung von Napoleon zugesprochen bekam, war die Abneigung gegenseitig. Da half es auch nicht, daß es Preußen war, das die Fertigstellung des Kölner Domes – über Jahrhunderte eine unvollendete Baustelle – in nur wenigen Jahren erreichte. Man blieb sich fremd, und manchmal hat man den Eindruck, daß diese Fremdheit bis heute überdauert hat.

Foto rechts: Dom zu Köln, Mittelschiff



In Preußen waren damals, als Heinrich Heine an der Grenze bei Aachen seiner Verärgerung Luft machte, schon Reformen umgesetzt worden. Die Toleranzedikte der großen Könige **Friedrich Wilhelm I** und **Friedrich II** waren durch die preußischen Reformen weiterentwickelt worden. Das Gleichheitsgebot der französischen Trikolore beantwortete Preußen mit einem Leitwort, das u.a. auf der Kreisverwaltung im fernen Gumbinnen zu lesen war und den Gedanken transportierte:

*„Freiheit und Gleichheit, –  
welch Unverstand /  
die tödlichsten Feinde  
beieinander gespannt /  
denn ungleich ist alles,  
entwickelt sich's frei /  
und Gleichheit bedarf der  
Tyrannei“.*

Es war nicht die Gleichheit vor dem Gesetz, die damit in Frage gestellt wurde. Es bedeutete die Akzeptanz des Menschen in seiner Verschiedenheit. Östlich des Rheins war Gerechtigkeit das höhere Gut; eine Haltung, die offensichtlich tief im deutschen Wesen sitzt. Sie wurde bereits in der Renaissance künstlerisch ausgedrückt. 1545 schuf der Nürnberger Kupferstecher **Virgil Solis** eine Allegorie der Gerechtigkeit, der er die folgenden Worte zuschrieb:

*„So man Ghrechtigkeit nimbt  
für hannt, Wirdet wol ghregiert  
leut unnd Lannd“* („So man Gerechtigkeit nimmt zur Hand, werden wohl regieret Leute und Land“).

(Abbildung rechts)



All diese Eindrücke, Widersprüche und Leidenschaften kumulierten sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Die technische Entwicklung machte atemberaubende Fortschritte, die Städte veränderten sich im Takt weniger Monate, und viele Menschen beschlich das Gefühl eines Verlustes von vertrauten Gewohnheiten und Abläufen. Sturm und Drang und Unsicherheit bestimmten das Leben.

**Und schon sind wir mittendrin in einer Erzählung und an einem Ort, an dem sich preußische, deutsche und europäische Geschichte wie kaum anderswo verdichten. Und wo deren Zeugnisse durch die Jahrhunderte hindurch auch heute noch sichtbar sind.**

Dort, wo Heinrich Heine „*visitieret*“ wurde, begann der auf deutschem Territorium liegende Verlauf einer uralten Handelsstraße aus dem Mittelalter. Die Grenze ist seither einige Kilometer näher an Aachen herangerückt, doch das nimmt der Saga nichts von ihrem Gehalt. Wir wollen diese uralte Handelsstraße, die in neuerer Zeit in Deutschland zur Reichsstraße Nr. 1 wurde, in diesem Artikel befahren. Die ganzen 1.392 km. Geschichte und Geschichten aus den Tiefen der Zeit und aus verschiedenen Epochen bis in die Gegenwart.

Lange bevor diese Handelsroute entstand, nahmen Rhein und Elbe schon den Verkehr in Nord-Süd-Richtung auf. Für die Strecken zwischen Ost und West waren Landwege erforderlich. Sie bildeten sich dort, wo die Mittelgebirge in die norddeutsche Tiefebene übergehen und das Gelände gängig

war. Als die Trampelpfade zuerst zu Wegen und dann zu Straßen geworden waren, gab es im frühen Europa kein Halten mehr. Ein Kommen und Gehen in beiden Richtungen begann: von römischen Soldaten, Handelsreisenden, Missionaren, und sogar einem Kaiser, der mit seinem Gefolge auf der Via Regia („Straße der Könige“) nach Osten fuhr. Ein Kontinent war in Bewegung geraten. 936 zog auf dieser Route Otto I von Aachen mit seinem Hofstaat nach Magdeburg, um dort seiner Mission der „Heidenbekehrung“ nachzugehen.

**Dabei wurde die Straße, die später als R1 bekannt wurde, nie als Gesamtprojekt geplant. Sie entstand Abschnitt für Abschnitt. Es waren die Fortschritte der Technik und des Handels, die diese Abschnitte miteinander verknüpften. Ritter und Siedler zogen nach Osten; ganze Volksstämme zogen nach Westen, und manche Heere stürmten im Laufe der Jahrhunderte von der einen wie in die andere Richtung. Mal war der Tross im Angriff, mal auf der Flucht. Ideen und Fortschritt, kulturelle Hochleistungen und Zerstörung, Unterdrückung und Befreiung wechselten durch die Jahrhunderte. Doch eines blieb: der Austausch der Menschen untereinander, ob nun freiwillig, oder im erzwungenen Arrangement.**

Im frühen 20. Jahrhundert war es der aufkommende Automobilverkehr, der eine Neuordnung der inzwischen entstandenen Straßen in Deutschland notwendig machte. 1926 begann die Ausarbeitung eines landesweiten Straßennetzes, das am 17. Januar 1932 für die Fernstraßen eingeführt wurde. Die Fernstraßen mit einstelliger Nummer durchzogen Deutschland von einer Grenze zur anderen, und die Nr. 1 führte durch die Hauptstadt.

Dies war die Basis für das Straßennetz. Hierin wurden Straßen niederer Bedeutung mit zwei- und dreistelligen Nummern eingepaßt. Die Strecke von Aachen bis Königsberg/Insterburg/Eydtkuhnen firmierte fortan als „Fernstraße Nr. 1“. Ein nüchterner Begriff, der aber schon zwei Jahre später – wie vieles andere in den Jahren danach – vom alltäglichen zum großdeutschen Etikett wurde. Ab 1934 ging die Verantwortung für die Fernstraßen von den Provinzen auf das Reich über, und das spiegelte sich auch im Namen. Fortan fuhr man auf der „Reichsstraße Nr. 1“. In der gleichen Logik wurde später aus der Straße des Reiches eine Straße des Bundes. Ein Überrest ist erhalten geblieben: 1934 entstanden die kleinen gelben Schilder an den Straßen, die wir heute noch auf den Bundesstraßen sehen.

„Königsberg 1.000 km“ – so prangte es vor dem II. Weltkrieg und auch einige Zeit danach auf einem Schild, das sich an der Grenze zu Deutschland bei Aachen befand. So selbstverständlich es vor dem Krieg war, so seltsam mutete dieses Schild danach an. Viel wurde um vermutete revanchistische Absichten gestritten, viele Verletzungen in Aachen und Umgebung wurden einander zugefügt, und viel Wasser floss die Flüsse von Rhein bis Pregel hinunter. Am 19. November 1999 wurde schließlich ein neues Schild mit folgendem Wortlaut aufgestellt:

*„Bundesstraße 1. Als preußische Staatsstraße und spätere Reichsstraße 1 verband sie Aachen mit Berlin und Königsberg in Preußen. Sie ist Teil der längsten und ältesten Ost-West-Verbindung Europas von Brügge nach Nowgorod, die durch acht Staaten führt.“*

*(Foto rechts: welt.de)*



Dazu sieht man die Wappen von Aachen, Berlin und Königsberg. Das Schild steht in Aachen an der Vaalser Straße Nr. 519.

Am Beginn der Strecke in Aachen lebt heute eine Dame, die mit ihrem inzwischen verstorbenen Mann in Königsberg geboren wurde. Das Ehepaar gab der englischen Journalistin Patricia Clough ein Interview, daß die Autorin 2007 als Auftakt nahm zu einem Buch, das ein bereicherndes Zeitdokument geworden ist: „*Aachen Berlin Königsberg – eine Zeitreise entlang der alten Reichsstraße 1*“. Einige Informationen daraus wollen auch diesen Artikel inspirieren, doch seien als Extra für die Leserschaft des PREUSSEN-KURIER noch viele andere Themen unserer eigenen bzw. der Elternheimat hinzugezogen. Viele West- und Ostpreußen gaben dem Autor freundliche Auskunft aus ihren Biographien. Epiloge einer jahrhundertealten Geschichte aus Deutschland, die wir auf die lange Reise durch Raum und Zeit mitnehmen wollen.

Als das eingangs erwähnte neue und aktuelle Schild eingeweiht wurde, sprach der Königsberger die wunderbaren Worte in die Fernsehkamera: „*Wir sind Europäer!*“. Diese Szene ist heute noch im Internet beim „**Ostpreußischen Rundfunk**“ auf youtube.com zu sehen in der ersten von insgesamt neun Folgen über die Reichsstraße 1 (Netzverweis: <https://www.youtube.com/watch?v=8hSwJv8Lv0> ).

Oder geben Sie als Stichwort: „Reichsstraße 1“ ein. Die Reportage beginnt dort, wo mit dieser Straße auch dieser Artikel beginnt: in Aachen.

Und da fällt am Beginn der Dom zu Aachen auf. Errichtet in den Jahren von 795 bis 803, wurde er viele Jahrhunderte später ein architektonisches Vorbild für die Neue Synagoge in Königsberg, die im Jahre 1896 von dem Berliner Architektenbüro **Cremer und Wolfenstein** errichtet wurde. Ein Kuppelbau, der sich von den traditionellen Synagogenbauten im maurischen Stil abhob. Doch auch der neugotische Glockenturm erinnert frappierend an den Turm des Königsberger Schlosses. Zwei vertraute heimatliche Ansichten – hier in einem großen Gebäudeensemble vereint.



*Aachener Dom (Foto: katholisch-de)*

Südlich von Düsseldorf wartet die nächste Reminiszenz. Auf **Gut Kniprath bei Monheim** kam um 1310 ein Junge zur Welt, der später einen glänzenden Berufsweg machte. Der Junge namens **Winrich von Kniprode** wurde später der 22. Hochmeister des Deutschen Ordens, den er von 1351 bis 1382 auf der Marienburg führte. Unter seiner Verwaltung blühte das Rittertum auf und der Ordensstaat erreichte seine Glanzzeit.



Winrich von Kniprode (Foto: Wikipedia)

Wo beginnt „der Osten?“ Ein paar Jahrhunderte vor der Gründung des Deutschen Ordens begann er hier. Am Rhein. Und zu Beginn unserer Zeitrechnung war der römische Kaiser Augustus fest entschlossen, diese Grenze seines Imperiums an die Elbe zu verschieben.

Der bisherige Statthalter am Rhein – **Marcus Caelius**, ein bewährter und gestandener Feldherr – hatte ein solches Unterfangen stets klug vermieden. Doch der neue Gesandte aus Rom, ein Bürokrat von einem Statthalterposten in Syrien, war anderer Ansicht. Diese schwierigen Germanen müßten zu unterwerfen sein. Und so setzten im Jahre 9 n. Chr. drei römische Legionen zu einen Sommerfeldzug über den Rhein. In einer Schlacht, die laut Historikern zwar noch im Teutoburger Wald, aber ziemlich weit nördlich in der Gegend um Osnabrück stattfand, wurden in drei langen Tagen alle drei römischen Legionen vernichtend geschlagen. Nur einzelne Römer entkamen und erstatteten einen Bericht, der über die Jahrhunderte als Varus- oder Hermannsschlacht zu einem deutschen Mythos wurde. Als sicher kann gelten, daß die Nachfahren dieser germanischen Stämme aufgrund dieses römischen Rückzuges heute Deutsch sprechen und keine direkt aus dem Lateinischen abgeleitete Sprache wie z. B. das Französische. Doch dort, wo sich Stolz und Freude über außergewöhnliche Leistungen weiterentwickeln in Illusionen von naturgegebener Überlegenheit

anderen Menschen gegenüber – auch das hat dieser Mythos im Laufe der Jahrhunderte erlebt – werden diese Leistungen rückwirkend in ihr Gegenteil verkehrt.

Wenn die Varusschlacht dem heutigen Menschen etwas sagt, dann vielleicht dies, daß überragende Leistungen, ähnlich wie Freundschaften in zwischenmenschlichen Bereich, immer wieder neu erworben werden müssen.



Hermannsdenkmal (Foto: Landesverband Lippe)

An **Duisburg** vorbei, gilt es, der Stadtgemeinschaft Königsberg e.V. einen Gruß zuzudenken. Hier, in der Patenstadt von Königsberg, besteht seit Jahrzehnten das Büro, das nach dem Kriegsende die Anlaufstelle für die überlebenden Einwohnerinnen und Einwohner der Stadt wurde. Heute versteht man sich als Chronisten der Kultur und der Geschichte der Stadt Königsberg, und das



*Duisburg, Hafen*

freundschaftliche Band in das heutige russische Kaliningrad ist dankbar geschätzt und gewürdigt. Der Blick aus dem Büro wirkt eigentümlich vertraut: gegenüber befindet sich der Duisburger Binnenhafen, der an dieser Stelle einen Hochspeicher beherbergt. Hier hat das Land Nordrhein-Westfalen sein Archiv untergebracht. Und der Königsberger stutzt: erinnert er in seiner Form nicht stark an das große Lagerhaus im Hafenbecken III, dem Freihafen am Pregel?

Dort, wo die R1 die Weser überquert, kommen einem viele Ratten entgegen: aus Schokolade, aus dem Teig von Broten, in der Form eines Zuckergusses oder in Holz geschnitzt. Bemalt, geknüpft, als Drucke verkauft. Und sogar ein Alleinunterhalter kommt des Weges. Er hat sich als Rattenfänger verkleidet und spricht mit einem starken amerikanischen Akzent. Wir sind in **Hameln**; der Stadt mit der berühmten Geschichte, die auch in der anglo-amerikanischen Welt sehr populär ist. Die Erzählung von dem Rattenfänger, der die Stadt Hameln von dieser Plage befreite und dennoch nicht entlohnt wurde und als Folge die Kinder der Stadt mit seinem Flötenspielführte, auf daß sie ihm folgten und nimmer mehr gesehen wurden.

Der Ursprung dieser Sage hat mit Schauergeschichten von Hexen bis zu Kinderkreuzzügen für jeden Geschmack etwas im Angebot. Am wahrscheinlichsten halten es heutige Historiker, daß im Mittelalter Lokatoren unterwegs waren, die für osteuropäische Herrscher neue Siedler für ihre Länder werben sollten. Die Chroniken berichten, daß diese Werber damals in buntgeschickter Kleidung auftraten. Sie machten mit Musik auf sich aufmerksam – mit Flöte, Trommel, und der Pfeife.



*Marktkirche St. Nikolai Hameln: Glasfenster von Augustin von Moersperg (1592) mit Rattenfänger*

Und so zogen – falls das überlieferte Datum stimmt – am 26. Juni 1284 viele

junge Erwachsene aus der Stadt und der Umgebung von Hameln auf der Straße, die später die R1 werden sollte, nach Osten. Über das relativ junge Gebiet der Namensforschung haben Wissenschaftler der Universität Leipzig mit dem sehr versierten Herrn Professor **Jürgen Udolph** die Spuren anhand der Ortsnamen nachverfolgen können: Magdeburg, Brandenburg, Uckermark, und Pommern. Und West- und Ostpreußen, dann Russland. Weit genug, um nie mehr in die Gegend von Hameln – oder die anderen Herkunftsorte – zurückzukommen.

Die Ratten von Hameln tauchen in der Geschichte übrigens erst im späten 16. Jahrhundert auf. Vielleicht waren damals die Lokatoren und der Wegzug schon vergessen; vielleicht waren auch die vielen Getreidemühlen um Hameln ein Grund. Legenden wachsen langsam heran; sie weben um ihren Kern ein Geflecht von Erzählungen und Erfahrungen und werden an langen Winterabenden weitergegeben – durch Generationen.

„Es ist noch nicht lange her, da hätte man eine Preußin, gleich welchen Standes, niemals in einem der Heideklöster aufgenommen“, sagte die Äbtissin, Frau Hildegart von der Heydt. „Dies hier ist altes Welfenland“. Ein Dialog zu dem altgewordenen Vertriebenenkind aus Hinterpommern, Maximiliane von Quindt, geboren 1918. Was auf dem zwischen Dramburg, Arnswalde und Deutsch Krone gelegenen Gut begann, sollte in Niedersachsen enden: der Lebensweg eines Mädchens, das 1945 die Heimat verlassen mußte, und nicht wieder seßhaft wurde. Am Lebensabend das Zuhause nur noch eine Metapher für Heimat. Die Schriftstellerin **Christine Brückner** erzählt diese Biographie in ihrer „Poenichen“-Trilogie, die wegen ihrer einfühlsamen Sprache und menschlich klugen Beobachtungsgabe ein Höhepunkt in der modernen deutschen Literatur geworden ist. Hier, im **Land der Welfen**, endet diese Erzählung, die für so viele aus der Erlebnisgeneration steht.

Das Geschlecht der Welfen, seit dem 8. Jahrhundert urkundlich erwähnt, ist eines der ältesten noch existierenden Hochadelsgeschlechter in Europa. Die Familie stammte ursprünglich aus dem Raum zwischen Maas und Mosel und war im Mittelalter eng mit dem Kaiserhaus der Karolinger verwandt. Im Hochmittelalter stellten die Welfen Herzöge von Sachsen und Bayern und mit Otto IV. von Braunschweig von 1209 bis 1218 sogar einen Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation. In neuerer Zeit entsandten sie Kurfürsten und Könige von Hannover. 1714 bestieg mit Georg I. ein Welfe als Erbe der Stuarts den britischen Thron, den das Geschlecht bis 1901 innehatte. So nimmt es nicht Wunder, daß die Nachfahren in diesem Landstrich auch heute noch zu Recht mit Stolz von ihrer



Hildesheim St.-Michael-Kirche  
(Foto: Hildesia Wikimedia)

Geschichte sprechen. Und die Gegenwart beweist es mit der nächsten Station auf der R1 in **Hildesheim**. Die Stadt im nördlichen Teil der deutschen Mittelgebirge und dem östlichen Teil des Weser-Leine-Berglands kann schon auf eine Kapelle im 8. Jahrhundert verweisen. 1167 ist eine Marktsiedlung nachgewiesen. In dieser Zeit war Hildesheim eine Stadt der Handwerker, der Händler und Bürger. Neben dieser Altstadt entstand in Folge eine Neustadt domprobstlicher Prägung und eine bischöfliche Dammstadt.

Die Teilstädte lagen lange Zeit in Fehde miteinander um Vorrechte, Machtansprüche und einem selbstbewußter auftretenden Bürgertum. Ein Unionsvertrag von 1583 sicherte ein leidliches Auskommen, doch es bedurfte erst einer Zusammenlegung durch die Preußen im Jahre 1806, um ein modernes Gemeinwesen zu schaffen. Der Hergang kommt den Königsbergern vielleicht nicht unbekannt vor. Auch in der Stadt am Pregel hatte ein ähnlicher Vorgang bereits 1724 stattgefunden, als die drei Teilstädte Altstadt, Kneiphof und Löbenicht von Friedrich Wilhelm I per Dekret zusammengelegt wurden.

Doch wir wollen nicht vorgreifen und dem Land der Welfen nichts von seinem Ruhme nehmen. Zeugnisse aus mehr als 1.000 Jahren Baugeschichte geben Zeugnis von einer Entwicklung, die Hildesheim heute zu einem Oberzentrum und Sitz von drei Hochschulen gemacht haben. Ein Muß für jeden Besucher ist die ottonische Kirche St. Michael aus dem 11. Jahrhundert, die zum Welterbe der UNESCO gehört.

Weiter auf der R1 wird die traditionsreiche Stadt **Braunschweig** erreicht. Die Ursprünge der Stadt gehen in das 9. Jahrhundert zurück. Durch „**Heinrich den Löwen**“ (\* um 1129/30 oder 1133/35; † 6. August 1195 in Braunschweig) wurde Braunschweig ein bedeutender und mächtiger Handelsplatz. Heinrich hatte 1152 großen Anteil an der Königskrönung seines Vetters **Friedrich Barbarossa** gehabt, wofür er großzügig gefördert wurde. Die Stadt wurde Mitglied der Hanse und glich am Ende des 12. Jahrhunderts mit den Neubauten der Stiftskirche St. Blasius, der Burg Dankwarderode und dem Standbild des „Braunschweiger Löwen“ (Foto rechts; Quelle: PtrQs Wikimedia) einer repräsentativen, königlich anmutenden Residenz.



Braunschweig wurde die Hauptstadt des gleichnamigen Landes, das erst 1946 im neu geschaffenen Bundesland Niedersachsen aufging. Sein Glanz strahlt noch heute, und auch der Sprung in die moderne Zeit ist geglückt. Braunschweig ist heute ein europaweit führender Standort für Wissenschaft und Forschung. Weiterhin ist Braunschweig der Sitz des **Georg-Eckert-Institutes**. Der Gründer war Historiker und hatte mit Lehrgewerkschaften das Ziel, Vorurteile abzubauen und Feindbilder schon an der Quelle im Keim zu ersticken: in den Schulbüchern. In einer internationalen Zusammenarbeit wurde versucht, Schulbücher historisch korrekt zu erstellen; eine Aufgabe, die in den 1970er Jahren mehrfach im Vergleich von bundesdeutschen und polnischen Geschichtsbüchern Aufmerksamkeit fand.



Ein weiteres Ruhmesblatt Braunschweigs ist das **Herzoglich Braunschweigische Korps**, das 1809 als Freikorps aufgestellt wurde zum Widerstand gegen die französische Besatzung Europas unter Napoleon Bonaparte. Man nannte sie auch die „Schwarze Schar“; in England wurden sie „The Black Brunswickers“ genannt. Und hier tritt ein künstlerisches Element hinzu, das bis heute europaweites Format hat. Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich in England die Künstlergruppe der **Präraffaeliten**. Sie hatte das Ziel, in der Malerei die Natur wiederzuentdecken und möglichst detailgetreu wiederzugeben. Klarheit und Strenge der spätmittelalterlichen italienischen Kunst ohne barocke Zutaten sollten es sein. In diesem Kontext entstand von dem Maler **John Everett Millais** 1860 das Bild „Der schwarze Braunschweiger“ (Abbildung links): Der Soldat, der in den Krieg gegen Napoleon muß. Das Mädchen, das ihn aufzuhalten versucht. Das Bild wirkt wie eine Fotografie. Der Kontrast der schweren, düsteren Abschiedsszene, die durch den bittenden Hund noch verstärkt wird, zu der Leuchtkraft des Satinkleides der Frau waren eine vielbesprochene Sensation. Das Bild wurde 1898 für die Lady Lever Art Gallery in **Liverpool** gekauft, wo es sich heute noch befindet. Und wir sehen, wie Ereignisse entlang der R1 ausstrahlen bis über die deutschen Grenzen hinaus.

Südlich von Braunschweig lohnt ein Abstecher zur Kreisstadt **Wolfenbüttel**, die im 10. Jahrhundert am Fluß **Oker** gegründet wurde. Ein pittoresker Marktplatz und Altstadt Häuser („Krambuden“) geben einen Blick in vergangene Zeiten. Sehenswert sind die Überreste eines Grachtensystems nach holländischem Vorbild, das heute noch die Stadt durchzieht und als „Klein-Venedig“ bezeichnet wird.

(Foto rechts, Quelle: Losch wikimedia)



Von Wolfenbüttel aus geht die Strecke kurz nach Norden, denn hier, unweit der R1, erwartet uns ein deutscher Mythos der Moderne. Es wird die Stadt **Wolfsburg** erreicht. Der heutige Name leitet sich ab von einer mittelalterlichen Wasserburg, die 1302 erstmals urkundlich erwähnt und um 1574 in ein Renaissance-Schloß umgebaut wurde. Sie befand sich zunächst im Besitz der **Familie v. Bartensleben**, ab 1742 der **Familie v. der Schulenburg**. Seit 1961 befindet sie sich im Eigentum einer Stadt, die selbst erst 1938 gegründet wurde. Sie entstand, als nördlich des Mittelland-Kanals das Volkswagen-Werk gebaut wurde. Der Name dieser Stadt, die hauptsächlich Heimstatt für die Werksangehörigen sein sollte, war bis 1945 „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“. Grund: Das Werk sollte von der Tochterorganisation „Kraft durch Freude“ der Deutschen Arbeitsfront betrieben werden.



Die Wolfsburg, Sitz der Grafen von der Schulenburg (Foto: Wikipedia)

Der Architekt **Peter Koller** (1907-1996) hatte eine „Stadt im Grünen“ südlich des Mittellandkanals vorgesehen. Das Gelände mit leichten Anhöhen und Waldflächen bot einen idealen Standort. Ebenso die eher flache Topografie des nördlichen Geländes, wo das VW-Werk errichtet wurde. Der „KdF-Wagen“, eigentlich der Volkswagen, sollte über ein Sparkartensystem vermarktet werden. Der Preis „in tief-graublauer Farbe“ war 990,- Reichsmark. Um dieses Ziel zu erreichen, mußten ab 01. August 1938 wöchentlich Sparmarken im Wert von mindestens 5,- Reichsmark erworben werden. Nach Ansparen von 750,- RM erhielt der Sparer eine Bestellnummer für die Auslieferung. Die wöchentlichen Sparraten waren weiterzuführen; hinzu kamen 60,- RM für Transport und 200,- RM für eine zweijährige Haftpflicht- und Teilkaskoversicherung. Die Produktion sollte nach Fertigstellung des Werkes im Sommer 1940 beginnen.

Die Spargelder wurden nicht zum Werksaufbau verwendet, sondern verblieben bei der Zentrale für Finanzwirtschaft des 1933 gegründeten Einheitsverbandes der Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Inwieweit eine laufende Produktion hätte dauerhaft mit den Spareinlagen finanziert werden können, bleibt offen. Es wurde mit Preisen kalkuliert, die unter den Gestehungskosten lagen. Bei Kriegsende hatten **336.638 potentielle Käufer** eine Summe in Höhe von **267.867.937,30 RM** plus Zinsen in Höhe von **34.626.390,35 RM** angespart, also insgesamt mehr als 300 Mio. RM, die am 08. Mai 1945 auf einen Schlag wertlos wurden; sie wurden auf einem Sonderkonto bei der Bank der Deutschen Arbeit in Berlin (Ost) eingefroren (siehe auch: *Wiersch, Bernd, Die Käfer-Chronik, Verlag Delius-Klasing, Bielefeld 2005*).



Abbildung rechts: KdF-Volks-Wagen-Verkaufsprospekt (Foto: DHM Berlin)

Es fanden später Prozesse statt, doch weil das Volkswagenwerk nie in den Besitz der Gelder gelangt war, endeten sie 1961 mit einem Vergleich zwischen den Sparern und dem Volkswagenwerk, den „KdF“-Sparern einen Rabatt von bis zu 600,- DM beim Kauf eines Neuwagens zu gewähren (damals ca. 17% des Neupreises). Wer das nicht konnte oder wollte, erhielt bis zu 100,- DM ausgezahlt. Hierzu wurden die angesparten und eingefrorenen Gelder in DM umgewandelt (Wert 1961: etwa 19 Mio. DM) und zur Teilfinanzierung des Vergleichs verwendet. Ende 1970 waren alle Ansprüche abgewickelt.



**Der KdF-Wagen für die Massen – er wurde nicht erreicht bzw. erst später auf anderen Wegen als vorgesehen. Der Volkswagen, der VW-Käfer, eroberte nach dem Krieg die Welt. Millionen Deutsche lernten auf seinen Sitzen das Fahren. 1955 wurde die 1-Million-Zahl erreicht; und 2002 war er mit 21,5 Millionen Exemplaren das meistverkaufte Auto der Welt, bis er vom VW Golf übertroffen wurde.**

**Der Käfer ist bis heute der beliebteste deutsche Oldtimer – fast 40.000 Exemplare rollen auf unseren Straßen!**

Volkswagen ist heute ein Weltkonzern.



Wir verlassen Wolfsburg und kehren zur R1 zurück. Durch **Königs-lutter** mit seinem beeindruckenden Kaiserdom von 1170, ein deutsches Kulturdenkmal der Romanik und seinem Naturdenkmal, der Kaiser-Lothar-Linde (Foto links [Wikipedia]), die angeblich schon 1135 gepflanzt wurde, geht es weiter nach **Helmstedt**. In den Jahren der Teilung eine innerdeutsche Grenzstadt und mit der Gemeinde **Marienborn** die größte GÜSt (Grenzübergangsstelle) im geteilten Land.

Der Interzonen- sowie der Transitverkehr von und nach Berlin (West) und den Ostblockstaaten wurden hier abgefertigt. Lange Schlangen von wartenden Autos, die mit gelockter Handbremse ein paar Meter gezogen wurden, bis die nächste Kontrolle kam. Das fahle Licht der Bogenlampen, das ferne Bellen der Hunde, die erschreckenden Grenzanlagen. Routinierte Abläufe in einem hier surrealen Leben.

(Foto rechts [1954]: Bundesarchiv)



Die R1 erreicht **Magdeburg**, das vor dem Kriege eine barocke Stadt war und das sich in den letzten 30 Jahren sehr beeindruckend entwickelt hat. Während die heutige B1 nördlich an der Stadt vorbeiführt, verlief die historische R1 höchstwahrscheinlich durch die Stadtmitte. Diese Straße und die Elbe machten Magdeburg zu einem Knotenpunkt des Handels. Viele jüdische Händler lebten hier, die sehr viel zum Wachstum der Stadt und des Hafens beitrugen. **Otto I.**, („der Große“), der 937 aus Aachen kam, gründete hier ein Erzbistum.

Foto links: Altstadt Magdeburg mit Dom (Wikipedia)

Es ist wahrscheinlich, daß hier auch Winrich von Kniprode aus Monheim und die anderen Ordensritter in das Prußenland zogen zur Bekehrung der Heiden – oft mit Feuer und Schwert, aber auch mit gegenseitiger Assimilation und Kulturaustausch. Und, was über die vielen Lesarten seither oft übersehen wurde: versehen mit einem Auftrag von Kaiser und Papst – also einer Verfügung, die man heute am besten mit einem UNO-Mandat vergleichen kann. Nun weiß man, daß Geschichte aus der jeweiligen Zeit heraus beurteilt werden muß – doch was im Prußenland entstand, führte u.a. zu Immanuel Kant, dessen Ideen zum ewigen Frieden viele Jahre später ihren Eingang in die UN-Charta der Menschenrechte fanden.



Ankunft Otto I. mit Frau Edith in Magdeburg im September 937, Gemälde von Hugo Vogel 1898 im Ständehaus Merseburg (Wikipedia)

Mit dem Verlassen von Magdeburg erreichen wir die Territorien, die zur historischen Mark Brandenburg gehören. Als Gebiet im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation hat die Mark seit dem Ende des 12. Jahrhunderts eine herausgehobene Rolle in der deutschen Geschichte. Die Goldene Bulle, ein in Urkundenform verfasstes kaiserliches Gesetzbuch von 1356 (nach heutigem Sprachgebrauch ein „Grundgesetz“ für das Reich), regelte u.a. die Modalitäten zur Kaiserwahl. Die Markgrafen in Brandenburg erhielten damit Zutritt in den Kreis der ranghöchsten Fürsten im Heiligen Römischen Reich, den Kurfürsten. Ihnen stand das alleinige Recht zur Wahl des römisch-deutschen Königs zu; ein Königstitel, der traditionell einen Anspruch auf die Krönung zum römisch-deutschen Kaiser durch den Papst verband. Der Begriff „Kurfürst“ geht übrigens auf das mittelhochdeutsche Wort „kur“ oder „kure“ („Wahl“) zurück, aus dem das neuhochdeutsche Wort „küren“ entstanden ist. Ab 1618 regierten die Kurfürsten von Brandenburg in Personalunion auch das Herzogtum Preußen, woraus in der Folge das Königreich Preußen entstand. Wir sehen hier die erste bekannte bildliche Darstellung des Kurfürstenkollegiums aus der Zeit um 1340. Die Kurfürsten wählen **Heinrich von Luxemburg** zum König. Anhand der Wappen lassen sich v.l.n.r. identifizieren: die Erzbischöfe von Köln, Mainz und Trier, der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg und der König von Böhmen, der bei der Wahl Heinrichs tatsächlich nicht anwesend war. (Abb.: Landeshauptarchiv Koblenz)



**Brandenburg an der Havel**, die nächste Station entlang der R1, sollte zuerst die Hauptstadt Preussens werden. Hier gedachte um 1720 der friedliebende Soldatenkönig **Friedrich Wilhelm I**, der für Ostpreußen sehr viel getan hat durch die Förderung der Wirtschaft, die Ansiedlung von Glaubensflüchtlingen (vornehmlich die evangelischen Salzburger Glaubensflüchtlinge im Raum Gumbinnen) oder die Gründung des Gestüts Trakehnen 1732, seine Hauptstadt zu errichten. In dem biographischen Roman „Der Vater“ läßt **Jochen Klepper** den König an „*Gottes Schwere über Brandenburg*“ verzweifeln.

Man liest hier von den sieben Kirchtürmen der Stadt; dunkel und groß, steil und schwer. Ein Zeichen für die Gebete der Verzweigung, die im frühen 18. Jahrhundert aus dem armen Sand der Mark zum Himmel stiegen. Düsterei und Schwermut selbst in den Blumen der Kirchenmauern, die aus dem spröden, glühenden Backstein gebrochen waren. Mühsam erkämpft von Menschenhänden, die ihrer Müdigkeit nicht mehr achteten. Die Bilder waren dem tiefgläubigen König ein Gleichnis, aus dem er das Neue nicht zu errichten vermochte.

Brandenburg ist heute eine der schönsten Städte in der Mark. Reich an Tradition und Kultur, wurde es zu einem lohnenden Ausflugsziel entwickelt.



*Brandenburg an der Havel (Foto: Wikipedia)*

Die Residenz wurde dann in **Potsdam** erbaut, das als nächstes Ziel auf der Reichsstraße 1 liegt. Friedrich Wilhelm I beeindruckte die holländische Einfachheit des dortigen Schlosses. Die klar geschnittenen Flügel verrieten noch das Vorbild eines Gutshofes mit Holzkammern und Bäckerei. Die gekünstelte Pracht, die „der Vater“ **Friedrich I** anbringen ließ, ließ der Sohn Friedrich Wilhelm I wieder entfernen. Zu groß war der Gegensatz zu den armen Fischerhütten entlang der Havel, die eines Retters harnten. Es war Herbst, als Friedrich Wilhelm I die Kostbarkeiten fürs erste auf das Berliner Schloß bringen ließ. Es hieß, er sei ein wunderlicher neuer König. Baute er doch keine neuen Schlösser, sondern verschloß sogar die vorhandenen, wenn er fand, sie seien angesichts des Elends im Lande ohne Recht und Sinn.

Als Friedrich Wilhelm I selbst „der Vater“ wurde, erwies sich der Kronprinz als schwächliches, aber musisch begabtes Kind. Die Konflikte, die sich in der Jugend **Friedrichs II** anbahnten, haben dem Vater den Überlieferungen zufolge ebenso zugesetzt wie dem Sohn. Es ist ein Muster, das sich in vielen preußischen Vater-Sohn-Beziehungen wiederholte. Im Falle der Krone erkannte der Vater früh genug, daß der Sohn als dereinstiger König mit einer nur auf das musische und die feinen Künste ausgerichteten Gesinnung mehr als gefährdet war. Es galt, den preußischen Staat zu sichern. Und um dieser Absicherung wegen mußten persönliche Präferenzen zurückstehen.



*Friedrich II., genannt „Friedrich der Große“  
(Gemälde von Anton Graff, 1781)*

Die Erziehung des Sohnes war geprägt vom Prügelstock und von der Flöte. Friedrich II. war, wenn man den Biographen glauben darf, Zeit seines Lebens eine zerrissene Persönlichkeit. Er entwickelte die Härte, die er als König brauchte, und wurde dank seiner Genialität sogar zum „Großen“. Doch die innere Einsamkeit blieb. Aufschluß über sein Seelenleben vermag der Schloßpark des von ihm entworfenen Schlosses „Sanssouci“ zu geben. Die Gartenanlagen wurden in den letzten Jahren nach historischen Vorbildern gestaltet, und man erkannte, daß diese Anlagen nicht zufällig gewählt wurden. In der Wahl der Pflanzen, der Skulpturen entlang der Wege und die Wege selbst; sie alle drücken Friedrichs Vorstellungen von Tod, Glück und Ruhm aus. Letztendlich wurde auch dieses Leben, wie das des Vaters, im Dienste des Staates geführt. Friedrichs Wunsch, in einer Gruft am Rande seines Schlosses beigesetzt zu werden, wurde erst 1991 erfüllt. Inzwischen waren mehrere Welten untergegangen. In der Nähe seiner geliebten Windspiele und in Sichtweite des Schlosses verneigen sich heute Besucher aus aller Welt, um seine Grabplatte in Augenschein zu nehmen.

**Es hat sich ein lokaler Brauch entwickelt: die Einheimischen pflegen ihm in Abständen eine Kartoffel auf seine Grabplatte zu legen. Ein Dank, ein Ausdruck der Verbundenheit „seiner“ Preußen zu „ihrem“ großen König – immer noch, und vielleicht auch gerade heute. Für diesen Artikel übergab ich zwei Erdäpfel, die ich auf dem Markt von einem Bauern kaufte: die zweite Kartoffel sei in Ihrem Namen, geschätzte Leserin, geschätzter Leser, gegeben, so Sie sich dieser Verbundenheit anschließen möchten. (Foto unten)**



Das vorerwähnte Buch „Der Vater“ von Jochen Klepper ist auch heute noch lohnend zu lesen. 1937 erschienen, verstanden damals nur wenige die Botschaft eines Monarchen, der sich als „*erster Diener des Staates*“ sah. Dieses Gegenbild zum Führerkult hatte kurz nach seiner Veröffentlichung ein Berufsverbot für den Autor zur Folge. Bestrebt, seiner jüdischen Frau die Deportation in ein Vernichtungslager zu ersparen, wählte die Familie 1942 den Freitod in Berlin. Jochen Klepper wurde nur 39 Jahre alt.

Im Wege auf Berlin wird die R1 zu einer prächtigen Chaussee und passiert schließlich den **Wannsee**. In der Nähe steht die Villa von **Max Liebermann**, dem führenden Vertreter des Impressionismus in Deutschland. Die Villa wurde 1909 gebaut; der Garten wurde ein Lieblingsort des Künstlers. Doch sein Leben endete tragisch. Er starb 1935 in Verbitterung über den Weg, den unser Land genommen hatte. Seine Witwe **Martha** nahm 1943 im Alter von 86 Jahren Gift, um der Deportation in ein Vernichtungslager zu entgehen. Der Versuch schlug fehl; sie muß fürchterlich gelitten haben, bevor sie vier Tage später im Jüdischen Krankenhaus starb. Die Liebermann-Villa blieb erhalten und ist heute ein Museum.

Ein paar Häuser weiter nur wurde um 1912 eine viel größere und luxuriösere Villa gebaut, die 30 Jahre später ein Gästehaus für den SD und die Geheimpolizei wurde. Auf einer Schautafel informiert heute das Kulturstadtamt Steglitz u.a. darüber, daß hier am 20. Januar 1942 die sogenannte „Wannsee-Konferenz“ stattfand, bei der die SS mit Spitzenbeamten der deutschen Verwaltung über die Ermordung der europäischen Juden beriet. Man liest heute noch mit Entsetzen von dem totalen Verlust der humanen Orientierung, der diese Planungen prägte. Nach Zwischennutzungen der Villa durch die Rote Armee, die US-Armee, die Berliner SPD und den Bezirk Neukölln (als Schullandheim) wurden Villa und Garten ab 1988 nach denkmalpflegerischen Gesichtspunkten rekonstruiert. 1992 erfolgte die Eröffnung als Gedenkstätte mit einer Dauerausstellung, die 2006 und 2020 überarbeitet wurde. Es ist der Forschung zu danken, die Details des Unheils herausgearbeitet und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu haben.



*Abendstimmung am Wannsee*

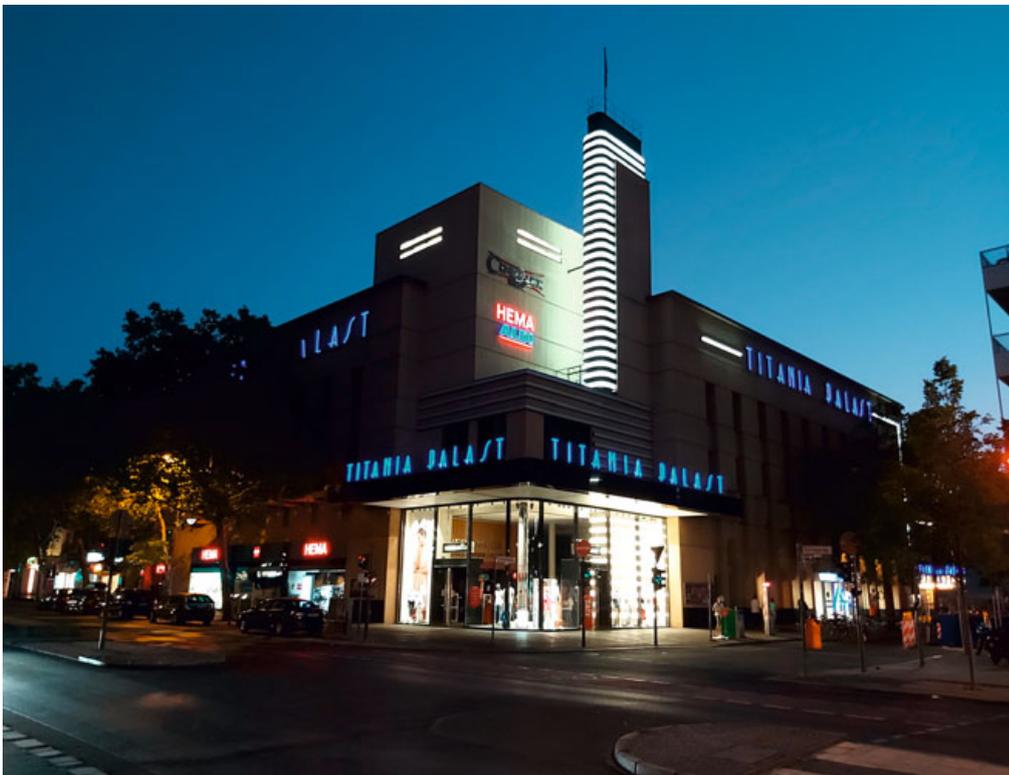
Die Shoah bleibt als Kainsmal auf den Tätern erhalten, und sie haben ein ganzes Volk in Mithaft genommen. Eine Zeitzeugin aus dem Kölner Bürgertum, Jahrgang 1914, sagte mir einmal mit Blick auf

die große Not in der Vorzeit des Unheils: „Spätestens ab 1935, als die Nürnberger Gesetze herauskamen, hatte auch der letzte begriffen, worauf die hinauswollten. Doch da war die Falle schon zu. Wir wußten, daß es nur noch in einer Katastrophe enden konnte.“ Man kann im Nachhinein einige nahe und fernere Entwicklungen nachzeichnen, man kann versuchen sich vorzustellen, was ganz gewöhnliche Menschen zu abscheulichen Verbrechen fähig werden ließ; man kann versuchen, eine Erklärung für den kollektiven Wahnsinn zu finden. Was hätten wir getan, wenn wir damals als erwachsene Menschen mit voller Urteils- und Erkenntnisfähigkeit in Deutschland gelebt hätten? Man bleibt ratlos zurück und liest aufmerksam und mit Dankbarkeit die Erinnerungen Überlebender, von denen z.B. die Bücher von **Michael Wieck** („Zeugnis vom Untergang Königsbergs“) oder **Nechama Drober**, geboren in Königsberg als **Hella Markowski** („Ich heiße jetzt Nechama“), ein beredtes Zeugnis geben. Doch es hinterläßt beim Nachgeborenen eine Verstörtheit, die – auch das gehört zur Wahrheit dazu – in steter Gefahr ist, für andere Motive als das notwendige „Nie wieder“ mißbraucht zu werden.

Aufrichtigkeit ist geboten. Hierzu mag den ganz jungen Menschen ein Satz helfen, den der Holocaust-Überlebende **Ralph Giordano** neben den Mahnungen des Nicht-Vergessens und des Bemühens um Geschichtswissen als Bitte an die Nachgeborenen richtete: „Und drittens, ihr Enkelinnen und Enkel: Bewahrt Euch, trotz allem, die Fähigkeit, euch zu freuen, zu lachen, zu lächeln, glücklich zu sein, zu lieben, aufeinander zuzugehen und, dies vor allem, den Humor nicht zu verlieren. Stärkere Bundesgenossen für Menschlichkeit kenne ich nicht.“ Er war 81 Jahre, als er diese Worte schrieb. Er meinte nicht den Spaß einer hedonistisch orientierten Gesellschaft. Es sind Worte, die die Schatten nicht nivellieren, die jedoch einen Weg aufzeigen. Er hat bis zu seinem Tode im Jahre 2014 einen klaren Blick gehabt für die Totalitarismen, die auch im frühen 21. Jahrhundert den Keim künftigen Unheils in sich tragen. Am 31. Mai 2008 hielt er eine bemerkenswerte Rede in Köln, die heute noch über die Webseite des Humanistischen Pressedienstes verfügbar ist. Auch wenn man ihm nicht zustimmen mag; er blieb klar, er blieb eindeutig. Seine Stimme fehlt, sein Vermächtnis bleibt.

Die Villa der Wannseekonferenz ist nur einen Steinwurf und dennoch eine ganze Welt entfernt von einem weiteren Ereignis aus der deutschen Kulturgeschichte, denn hier schieden am 21. November 1811 der Dichter **Heinrich von Kleist** und seine Freundin **Henriette Vogel** aus dem Leben. Er war als Dichter gescheitert und sollte dennoch einer der ganz Großen im Nachruhm werden; sie war unheilbar krank. Ihrer beider Gedenkstein steht heute am Kleinen Wannsee.

Die Straße verläuft weiter durch den Grunewald Richtung **Steglitz**. Unzählige Geschichten falten sich auf, wenn wir die Hauptstadt erreichen. Wir wollen eine davon erzählen, die mit dem Titania-Palast auf der Schloßstraße verbunden ist (*Foto unten*).



Das Gebäude wurde 1928 von den Architekten **Schöffler, Schlönbach und Jacobi** im Stil des aufkommenden Art déco gebaut. Als Luxuskino für knapp 2.000 Personen eröffnete es am 26. Januar 1928. Das Gebäude war mit seiner nahezu völlig schmucklosen Fassade eine Sensation. Die 16 m hohen Gebäudeflügel und ein nach hinten versetzter Turm von 24 m Höhe erinnern an die kubische Architektur des Bauhauses. Hinzu kam der schlanke, 30 Meter hohe Beleuch-

tungsturm, auf dem sich noch eine sieben Meter hohe Fahnenstange befand. Mit seinen 27 Beleuchtungsringen war er weithin sichtbar. Über viele Jahre zog der Titania-Palast das Publikum an. Im Krieg wurde er nur mäßig beschädigt.

So konnten am 26. Mai 1945 die Berliner Philharmoniker hier ihr erstes Konzert nach Kriegsende geben. Da die alte Philharmonie zerstört war, bot dieses im Haus eine gute Ausweichstätte. Später veranstaltete der RIAS Berlin hier Unterhaltungsabende, die im Radio übertragen wurden. Erst ab Mitte der 1960er Jahre, mit dem Aufkommen des Fernsehens, verlor der Titania-Palast an Bedeutung. Heute ist er ein Geschäftshaus und teilweise sogar noch ein Kino, wenn auch in komplett neuen Räumen auf einer der neuen Zwischendecken. Die Fassade blieb jedoch erhalten und erinnert an die Vergangenheit.

Am 03. Mai 1960 fand im Titania-Palast ein Konzert der Chansonsängerin **Marlene Dietrich** statt. Im Rahmen einer internationalen Tournee besuchte sie Deutschland und damit auch West-Berlin. Es war für sie eine Heimkehr in den „Kiez“, wie man in Berlin sagt. Hier, am Rande der späteren Reichsstrasse 1, wurde sie geboren; hier wuchs sie auf. 1960 war es nicht einmal 30 Jahre her, daß sie von hier aus in die Welt zog. Es folgte eine Film- und Bühnenkarriere ohnegleichen, die ihr weltweiten Ruhm und Glanz einbrachte. Aber auch eine Zerrissenheit als Deutsche, die sich in Amerika behaupten mußte.

Der Besuch im Mai 1960 war umstritten. Es gab Tumulte, Proteste, und bittere Worte und Gesten vor dem Titania-Palast. Drinnen tobten die Menschen vor Begeisterung. Ihre Berliner Sprachfärbung war noch da, und damit traf sie ins Herz des Publikums. Die ersten Takte von Friedrich Holländers *„Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt“* aus dem deutschen Film *„Der Blaue Engel“* von 1930 gingen im Beifallsjubel unter. Sie war heimgekehrt – nach allem, was seither geschah.

Doch die Gegner draußen vor dem Titania-Palast, und viele andere, konnten ihr nicht verzeihen, daß sie im Krieg für die amerikanischen Truppen als Unterhalterin gearbeitet hatte. In dieser Zeit waren ihre Worte gegen Deutschland und die Deutschen hart und eindeutig gewesen; sie zielten auf ein schnelles Ende des national-sozialistischen Regimes, das sie verabscheute.

Marlene Dietrich schrieb später, daß sie zurück wollte, jedoch nach 1933 keine Möglichkeit mehr dazu sah, trotz entsprechender Avancen. Joseph Goebbels, so heißt es, habe ihr einen *„triumphalen Empfang am Brandenburger Tor“* in Aussicht stellen lassen. Ihre Biographen schreiben, daß sie sich in diesen Jahren sehr für die deutschen und europäischen Emigranten eingesetzt hat, die in Amerika Sicherheit und Schutz suchten.

Oft erkennt man erst im Rückblick einen tieferen Sinn. Wir wollen über einige Facetten berichten, die eher unbekannt sind. Eine preußisch-deutsche, eine Berliner Biographie zwischen Weltruhm und Heimat in dem von zwei Weltkriegen durchfurchten 20. Jahrhundert. Wir wollen die Protagonistin auch selbst zu Wort kommen lassen durch Ihre Autobiographie *„Nehmt nur mein Leben...“* (eine Verszeile von Goethe), die 1979 erschien und aus der einige Zitate eine Annäherung versuchen wollen.



Das Berliner Mädchen wurde 1901 in **Schöneberg** geboren, damals noch ein Vorort von Berlin. Der Vater ein Polizeileutnant; die Mutter aus der Familie eines Berliner Juweliers. Eine strenge preußische Erziehung, die das Kind sicher durch die gesellschaftlichen Umwälzungen im und nach dem Ersten Weltkrieg führte. Den Vater früh verloren (1908), der Stiefvater im Ersten Weltkrieg gefallen. Die Toten im Krieg; Väter, Brüder, Freunde. Sie schrieb später über diese Kindheitseindrücke: *„Kummer für die Erwachsenen, Gottesdienste für die fernen Toten. Kalter Wind und Sommerwind in Trauerschleiern mit Tränen, die daran kleben wie Silbertropfen... Wie können sie es durchstehen: kochen und nähen, bei Schularbeiten helfen, auf uns aufpassen... mit uns sonntags spazieren gehen, Frauen mit Kindern ohne ihre Männer? Und sie drücken uns an sich, und wir umarmen sie mit unseren kindlichen Armen, und die, nach denen sie sich sehnen, werden bald ohne Leben sein. Der Jammer dieser Welt...“*

Prägend war ihre Mutter: *„Ich hatte tiefen Respekt vor meiner Mutter. Und er blieb mir von meiner frühesten Kindheit bis*

zum Ende. (...) Ihr Herz, ihr Verstand, waren nobel. Es war leicht, Respekt zu haben, leicht, den strengen Tagesregeln zu folgen und selbst den noch strengeren Regeln meiner Kriegsjugend. Diese Regeln waren klar und bestimmt. Sie waren unabhängig von Stimmungen und Launen, sie waren eisern, unabänderlich, unerschütterlich, aber nicht feindlich, sondern mein Beschützer. Wer diese Regeln erfunden hatte, mußte ein Mensch gewesen sein, der die Gefühle einer Kinderseele voll begriffen hatte. Sie war wie ein guter General. Sie befolgte ihre eigenen Regeln; sie war das Beispiel, das wir brauchten. Keine Eitelkeit über die Leistungen, kein anerkennendes Auf-die-Schulter-klopfen. Selbstverständliche Pflichtausübung war das Ziel.“

Marlene Dietrich wurde nach 1930 als Filmschauspielerin zu einer Weltberühmtheit. Sie wirkte in Filmen mit, die heute noch bezaubern. Darin war sie den in Deutschland wirkenden Göttinnen der Ufa wie **Zarah Leander**, **Kristina Söderbaum** oder **Lilian Harvey** gleich. Die deutsche Filmkunst brauchte damals keinen internationalen Vergleich zu scheuen.

Künstler sind ihrer Zeit und den Verhältnissen besonders unterworfen. Den Nachgeborenen steht kein in komfortabler Sicherheit gegebenes Urteil zu. Als sich der deutsch-polnische Krieg zu einer transkontinentalen Auseinandersetzung entwickelte, wurde die in Amerika lebende Berlinerin Teil eines Unterhaltungsprogramms für die amerikanischen Truppen.

Als sie mit diesen nach Deutschland einrückte, berichtet sie von einer Episode in Aachen, wo auch unsere heutige Fahrt begann. Aachen wurde am 21. Oktober 1944 nach sechswöchigem Kampf als erste deutsche Stadt von den Alliierten eingenommen. Sie sollte in einem Filmtheater spielen. Es war besonders kalt in diesem Spätherbst, und der Besitzer des Hauses kam, um ihr eine Tasse Kaffee anzubieten. Ihre Truppenkollegen rieten ab aus Furcht vor einer Vergiftung. Doch sie fragte ihn, warum er ihr Kaffee bringe, obwohl er doch wisse, daß sie auf der „anderen Seite“ sei. Der Mann, so in ihren Erinnerungen, sagte: „Ja, ich weiß, daß Sie auf der anderen Seite sind. Aber Sie sind auch – und er seufzte – der ‚blaue Engel‘“ (...)

Die Macht eines Filmes. Sie sah sich immer noch als Deutsche. „Deutsch in meiner Seele, deutsch in meiner Erziehung. Das kann ich beweisen. Da kann ich die Wurzeln herausfinden. Deutsche Philosophie, deutsche Dichtkunst – das sind meine Wurzeln.“ Ihre geistigen „Führer“ waren **Goethe**, **Heinrich Heine**, **Rainer Maria Rilke** – dessen Gedichte sie liebte – und **Ferdinand Freiligrath**. Aber auch die Dichter der Weimarer Republik, wie **Erich Kästner** oder **Klabund**. Der „kategorische Imperativ“ des Königsbergers **Immanuel Kant** war ein wesentlicher Baustein ihrer Erziehung. „Wenn das, was ich sagen wollte, nicht logisch war, mußte ich mich jeder Konversation enthalten“.

Prägungen, die ein Leben lang blieben. Und ein Überleben selbst im US-amerikanischen Unterhaltungsgeschäft sicherstellten, welches man als eines der härtesten überhaupt ansehen muss.



Marlene Dietrich 1964 in Moskau  
(Foto: Walentin Mastjukow [db.rbth.com russia beyond])

Die Vorstellung im Titania-Palast im Mai 1960 wurde ein Erfolg, doch die Wunden saßen tief. Der weitere Weg führte sie nach Mittel- und Osteuropa, was zu Beginn der 1960er Jahre ein großes Unterfangen war. In Moskau erkundigte sie sich gleich nach der Ankunft nach dem russischen Schriftsteller Konstantin Paustowskij, von dem sie die Kurzgeschichte „Das Telegramm“ gelesen hatte. Eine Geschichte über eine junge Frau in der großen Stadt – weitab des Dorfes, in dem die Mutter vergessen von der Tochter lebte und starb. Paustowskij verstand es wunderbar, solche Skizzen in Kurzgeschichten zu fassen und dabei die russische Seele spüren zu lassen. Als der Schriftsteller am Ende ihres Moskauer

Konzertes auf die Bühne kam, wußte sie, die kein russisch konnte, keine bessere Würdigung, als ihre Achtung und Bewunderung durch ein Niederknien auszudrücken. Der Moment war intensiv und ist unvergessen.

Gegen Ende ihrer beruflichen Laufbahn nahm Marlene Dietrich ein Lied auf, dessen Text sie selbst verfaßt hatte. Er kann als ein Vermächtnis angesehen werden. Vorgetragen als einfache Weise, hören wir die Worte:

*„Heimat, hast du mir vergeben? / Heimat, denkst du noch daran? / Heimat, hast du mir vergeben, was ich dir angetan? / Das Glück lockte mich fort von dir. / Fort von Heimat und Haus. / Ich ging mit all den anderen, und kam nie mehr nach Haus. / Mutter, kannst du mich noch lieben? / Mutter gib mir deine Hand. / Bin dein Kind doch geblieben, fremd im fremden Land. / Mutter, ich will in die Heimat. / Mutter, die Zeit ist so groß. / Mutter, ich will in die Heimat. Nimm mich in deinen Schoß. / Mutter, ich will in die Heimat. / Nimm mich in deinen Schoß.“*



Dieses Lied ist kaum bekannt, und dennoch berühren diese Zeilen angesichts der vielen deutschen Biographien, die in den Katastrophen des 20. Jahrhunderts aus ihren vorgesehenen Laufbahnen geworfen wurden. Und vielleicht wollte die Berliner, die vor langer, langer Zeit an der Fernstraße 1 geboren wurde, dennoch ausdrücken, was ihr Herz bewegte.

Marlene Dietrich starb 1992 in ihrem 91. Lebensjahr. Ihrem Wunsch entsprechend, wurde sie in Berlin-Schöneberg auf dem Friedhof in der Stubenrauchstraße beigesetzt – nur ein paar Meter entfernt von dem Grab ihrer Mutter. Marlene Dietrich hat ein schlichtes Reihengrab (Foto links). Auf dem Stein stehen die Wörter „Hier steh‘ ich an den Marken meiner Tage“ – eine Gedichtzeile aus dem Sonett „Abschied vom Leben“ des deutschen Freiheitskämpfers **Theodor Körner**. Die Fehden haben ein Ende gefunden, die Zeit ist weitergegangen. Die hinterlassene Biographie, vielfach dokumentiert, hält viele Lebensansichten bereit. Und ein wunderbares Oeuvre von Filmen und Chansons, von denen sie selbst ihre Schallplatte mit Alt-Berliner Liedern als ihre beste bezeichnete.

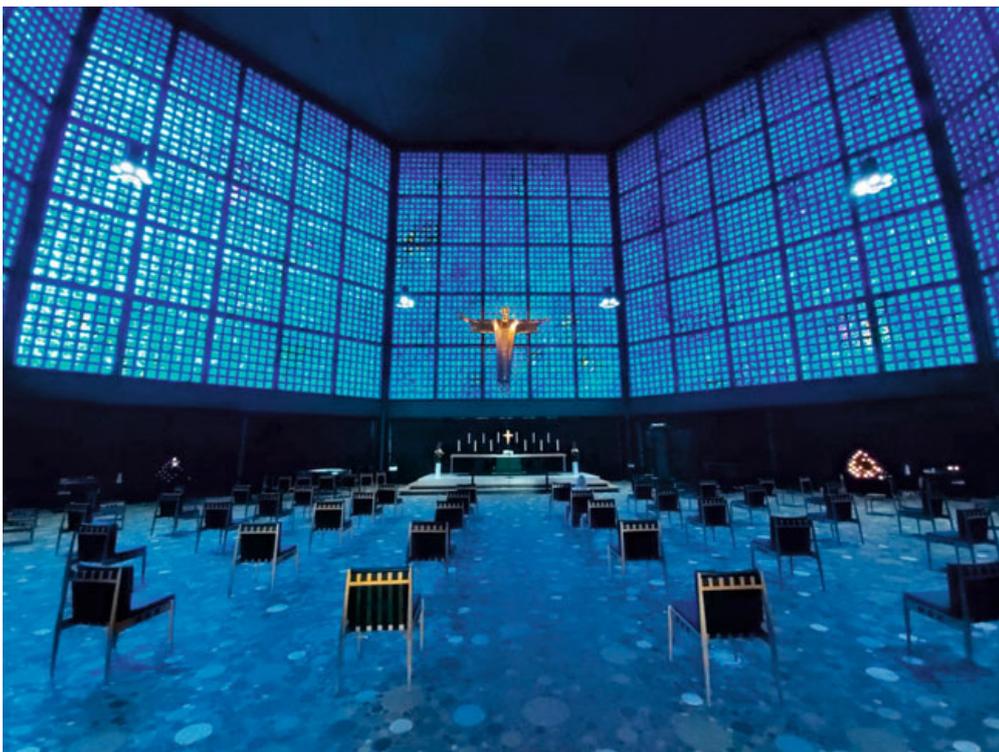
Auf der R1 geht es weiter nach Norden. Die Sinne verwirren sich in **Berlin**, denn die Geschichte ist hier sehr nahe. Schrecken und Hochkultur liegen neben- und übereinander, und manche Relikte der Berliner Mauer in der Nähe des Potsdamer Platzes weisen darauf hin, daß die jüngsten Schrecken noch nicht so lange her sind. Die 1950 in Dresden geborene Regisseurin und Schriftstellerin **Freya Klier**, die den „letzten Kindern Ostpreußens“ mit ihrem gleichnamigen Buch ein Denkmal gesetzt hat, nennt als ihr 11. Gebot: „Du sollst Dich erinnern!“ ([www.freya-klier.de](http://www.freya-klier.de)) – ein Imperativ, für den Berlin einen breiten, einen übergroßen Fächer ausbreitet. Zum 30. Jahrestag des Mauerfalls erhalten wir in Buchform von ihr die Frage: „Und wo warst du am 9. November 1989?“ – und können noch einmal nacherleben, wie wir damals fühlten, was unsere Ängste und Hoffnungen waren. Zitieren wir den historischen Satz noch einmal: „Die zuständigen Abteilungen Paß- und Meldewesen der Volkspolizeikreisämter in der DDR sind angewiesen, Visa zur ständigen Ausreise unverzüglich zu erteilen, ohne daß dafür noch geltende Voraussetzungen für eine ständige Ausreise vorliegen müssen. [...] Ständige Ausreisen können über alle Grenzübergangsstellen der DDR zur BRD bzw. zu West-Berlin erfolgen... Das tritt nach meiner Kenntnis ... ist das sofort, unverzüglich.“



*Berlin, Brandenburger Tor*

Heute, 32 Jahre danach, können wir fragen, was aus uns geworden ist. Aus unseren deutschen Träumen und Albträumen. Und wie schnell hat sich das Land seither geändert.

Erinnerungen wie diese werden heute in Berlin bespielt von orientalischen Tönen. Sie wehen durch die Luft und haben den Klang der „Kreuzberger Nächte“ abgelöst. Die moderne Zeit hat manchen Komfort geschaffen, doch auch die Risiken sind wieder gestiegen.



*Das blaue Licht der Gedächtniskirche Berlin*

Im Winter 2016 flossen viele Tränen, als eine Katastrophe den weihnachtlichen Breitscheidplatz heimsuchte und der Trost für die Bevölkerung vielen Menschen auf eine seltsame Weise schal und unverbindlich daherkam. Die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, erbaut von 1891-95 im Stil der Neoromanik von **Franz Schwechten** und nach dem II. Weltkrieg als Mahnmal und Kirche von 1957-61 von **Egon Eiermann** wiedererrichtet, wirkt anders seither. „Fürchtet Euch

nicht“ – titelte die Berliner Morgenpost am 21.12.2016. Doch die Furcht blieb – schwere Quader und Poller, sogenannte „Lkw-Blocker“, sichern heute den Breitscheidplatz ab. Doch im Inneren der Kirche geben die blauen Glasfenster und die Stille des Raumes auch demjenigen Sammlung und Frieden, den manche allzu irdische Predigten nicht mehr erreichen. Die Kraft Gottes ist leise, und sie kann den Menschen auf vielfältige Wege direkt ansprechen, wenn er seine „inneren Antennen“ empfangsbereit hält.



Vorhof der Alten Nationalgalerie, mittig: Löwe von August Gaul



Das wiederaufgebaute Berliner Stadtschloß

Im Spätherbst 2020 ging der Wiederaufbau des Berliner Stadtschlusses in seine Endphase. 20 Jahre wurde gerungen und geworben, bis im März 2013 der Bau begonnen wurde. Für die Rekonstruktion der historischen Außenfassade wurden Spenden eingeworben, deren Spendenziel früher als geplant erreicht wurde. Die Bauabläufe blieben trotz vieler unvorhersehbarer Schwierigkeiten im Griff, und so gelang es mit viel bürgerschaftlichem Engagement, einen historischen Mittelpunkt in der Architektur des Berliner Stadtzentrums wieder zu errichten.

Nicht zu vergessen der Berliner Humor. Als Berlin im Krieg in Schutt und Asche sank, entstanden auf einmal viele neue „Warenhäuser“. Auf den Stadtführungen hieß es damals: „Da war’n Haus, und da war’n Haus...und das war ooch een Haus.“ Die Stadtteile erhielten im Volksmund neue Namen; so wurde „Steglitz“ zu „Steht-nix“; „Lichterfelde“ zu „Trichterfelde“ und das gediegene Charlottenburg

eine „Klamottenburg“. Wenn das der Falsche hörte, konnte die Sache durchaus gefährlich ausgehen. Doch selbst im Endkampf, als die Rote Armee schon an der Stadtgrenze stand und Zweifel dennoch nicht erlaubt waren, äußerte der Berliner: „*Ich gloob so lange an den Endsieg, so lang ick noch mit der S-Bahn für'n Jroschen von der Westfront an die Ostfront fahr'n kann...*“



*Theater des Westens, November 2020*

Im Jahre 2020 war der Sommer schon längst vorbei, und immer noch durften die Menschen nicht in Räumen zueinander kommen. Eine Tanzschule machte das Beste daraus und lud am Abend in frischer Luft zum Tango an der Spree ein. Es war ein wunderbarer Eindruck, als die elegante Musik das Regierungsviertel durchzog. Und ganz offensichtlich die Sehnsucht nach Musik, nach Schönheit, nach Geselligkeit und Stil. Man machte das Beste daraus, und das Ergebnis ließ einen Zauber entstehen, der über dieser Berliner Nacht lag.



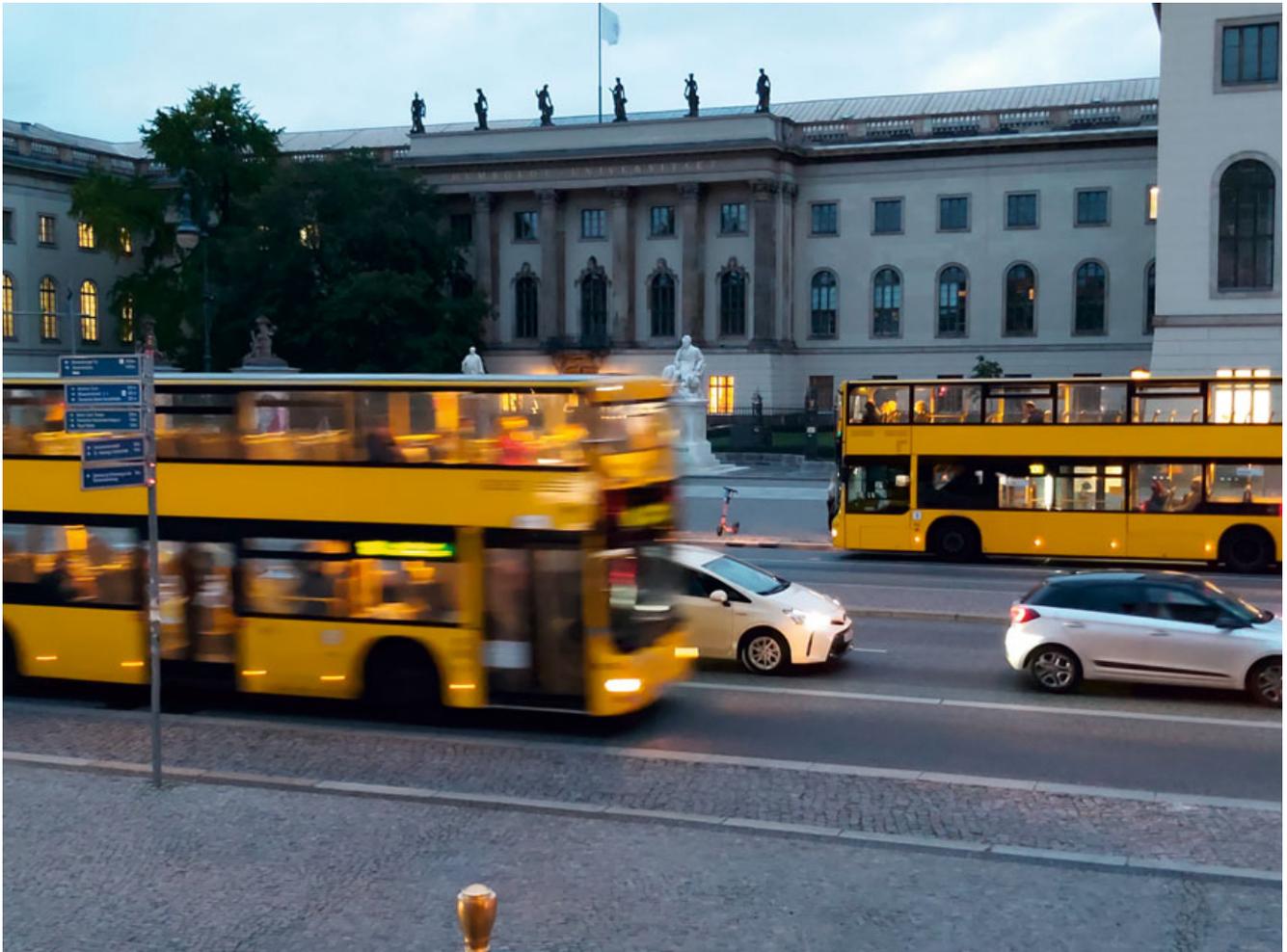
Berlin bleibt das Zentrum Deutschlands. Alle Entwicklungen und Strömungen kumulieren hier – im Guten wie im Schlechten. Am östlichen Abschnitt der alten Reichsstraße ist die Geschichte noch viel näher, als sie es im Westen ist. Dies wird auf dem weiteren Verlauf der Strecke immer sichtbarer.

*Foto links: Nächtlicher Tango an der Spree*



*Oben: der Verfasser in der Bernauer Straße, Februar 1986 / unten: dieselbe Stelle, Februar 2021*





*Unter den Linden an der Humboldt-Universität*

*Text und Fotos, soweit nicht anders bezeichnet: Jörn Pekrul*

**Fortsetzung folgt: Den „Teil II – von Berlin nach Eydtkuhen“ bringen wir im nächsten Heft (erscheint bis Anfang September 2021)!**

## Eine Lehrstunde auf 1435 Millimetern

**Westpreußen 1905: Während einer Zugfahrt von Putzig nach Krockow erzählt ein Vater seinem Sohn über Geschichte und Technik der heimatischen Kleinbahn**

*„Sag mal, Vater: Was ist eine Kleinbahn?“*

Im Juni 1905 warten Vater und Sohn Neumann in **Putzig** auf die Abfahrt ihres Zuges nach **Krockow**. An diesem Samstagnachmittag haben sie sich die Zeit genommen, um mit der noch fast neuen Kleinbahn in die Kreisstadt zu fahren, wo sie um 16.41 Uhr ankamen. Nach zwei Stunden mit kleineren Besorgungen und einem Gang zum Hafen stehen sie nun neben dem Kleinbahnzug auf dem Bahnsteig. Um 19.25 Uhr soll es endlich losgehen. Der zwölfjährige Paul blickt erwartungsvoll in Richtung der Bahnhofseinfahrt, soll doch in wenigen Minuten der Zug aus **Rheda** eintreffen. Endlich kann er in der Ferne eine Rauchfahne erkennen und bald darauf läuft der Zug, bespannt mit einer dreiachsigen Tenderlokomotive der preußischen Bauart T 3, in den Bahnhof ein. Die meisten Fahrgäste verlassen das Bahnhofsgelände in Richtung Stadt, nur einige wenige steigen in den Zug nach Krockow um.

*(Foto rechts: Krockower Kleinbahn, undatiert [Slg. Patryn])*



Paul ist enttäuscht: Die Lokomotiven der Staatsbahn und der Kleinbahn sind fast baugleich und auch bei den Personenwagen lassen sich kaum Unterschiede feststellen. Einzig die Beschriftung der Wagen unterscheidet sich, dort der stolze **preußische Adler**, hier die schlichten Buchstaben **K.P.K.**

Die beiden nehmen in der III. Klasse Platz. Die Holzbänke sind zwar nicht sonderlich bequem, dafür die Fahrkarten preiswert. Nachdem sich der Zug in Bewegung gesetzt hat und die Häuser der Stadt Putzig immer kleiner werden, fragt der ungeduldige Sohn seinen Vater: „Was ist denn nun eine Kleinbahn, ist hier nur alles kleiner als bei der Staatsbahn?“ Nach einer kurzen Pause beginnt der Vater zu erzählen:

„Kurz vor Weihnachten 1898 nahm die Königliche Eisenbahn-Direktion Danzig die 16 km lange Strecke Rheda – Putzig in Betrieb. Damit hatte unsere Kreisstadt endlich den lange angestrebten Bahnanschluss erhalten. Ein Weiterbau in Richtung Krockow oder bis zum Zarnowitzer See rentierte sich nicht, hieß es von offizieller Seite.

Der Herr Landrat Tappen wollte sich damit nicht zufrieden geben und eine eigene Bahn bauen, eben eine Kleinbahn, für deren Bau weniger Geld gebraucht wurde. Kleinbahnen gab es zu dieser Zeit erst wenige in Westpreußen, so im Danziger und Marienburger Werder, wo einfach gebaute Schmalspurbahnen mit Erfolg Jahr für Jahr die Zuckerrüben von den Feldern in die zahlreichen Zuckerfabriken brachten. Was früher die Bauern mit ihren Pferdewagen mühsam und mit viel Zeitaufwand tun mussten, erledigte jetzt die Kleinbahn. War die Lokomotive auch noch so klein, konnte sie doch viele Wagen gleichzeitig ziehen. Und so eine Bahn wollte der Herr Landrat nun auch für unseren Kreis haben.

Doch für die recht kurze Strecke von Putzig bis nach Krockow war eine Schmalspurbahn nicht das richtige, hätten doch alle Güter in Putzig mit viel Mühe umgeladen werden müssen. Deshalb stellte er beim Provinziallandtag einen Antrag auf finanzielle Unterstützung zum Bau einer Kleinbahn in der Spurweite der Staatsbahn. Doch die Herren in Danzig lehnten ab und bestanden auf einer Schmalspurbahn, dies würde für die hiesigen Zwecke vollauf genügen. Was tun, wenn sich zwei nicht einigen können? Nun, man traf sich auf der Mitte des Weges! Der Herr Landrat durfte zwar seine Normalspurbahn bauen, bekam aber nur das Geld für eine Schmalspurbahn. Für die fehlenden Mittel ging er auf die Suche und fand in Stettin einen Unternehmer, der eigenes Geld in die Kleinbahn investieren und diese auch bauen wollte.“



Verkehrskarte Lauenburg/Neustadt/Putzig von 1908 (Slg. Jürgen Hanelt)

Inzwischen hatte der Zug die Haltestelle **Reddischau** erreicht. Hier verließen kaum mehr als zehn Fahrgäste den Zug, meist mit vollen Rucksäcken und Körben. Die Lokomotive rangierte einen leeren offenen Güterwagen auf das Ladegleis, den sicher die Gutsverwaltung vorbestellt hatte. Und am Packwagen nahm der Besitzer des Gasthauses von **Groß Starsin** in seiner Funktion als Postagent einige Briefe und Päckchen entgegen. Nach wenigen Minuten waren alle Arbeiten erledigt, der Zug-

führer gab das Signal zur Abfahrt und mit einem kurzen Ruck setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Draußen setzt die Dämmerung ein und der Zugführer ging durch die Wagen, um die Öllampen zu entzünden.

Mit großen Ohren lauschte Paul den Worten seines Vaters: „Im Herbst 1902 begannen die Bauarbeiten, und noch vor Beginn des Winters konnte man die künftige Lage der Kleinbahnstrecke erkennen. Wie ein breiter Weg zog sich die Trasse vorbei an den Dörfern durch die Felder und Wiesen. Im folgenden Frühjahr und Sommer wurden die Brücken fertiggestellt und die Gleise verlegt. Am 26. September 1903 war es dann endlich soweit und die Kleinbahn startete zu ihrer Jungfernfahrt.

Da unsere Bahn die gleiche Spurweite wie die Staatsbahn hat und sich auch die Fahrzeuge fast wie Zwillinge gleichen, ist es für mich nicht einfach, Dir den Unterschied zwischen beiden Bahnen zu erklären. Ich erinnere mich an einen Artikel in den Danziger Neuesten Nachrichten, den ich vor einigen Jahren gelesen hatte. Darin waren das Kleinbahngesetz von 1892 und die Kleinbahn als Verkehrsmittel gut beschrieben. Also: Das Wort ‚klein‘ hat hier die Bedeutung von einfach. Eine einfache Eisenbahn für einfache Zwecke und geringe Verkehrsbedürfnisse. Kleinbahnen, auch Bahnen dritter Ordnung genannt, sollten dort gebaut werden, wo die Zahl der Fahrgäste und die Menge der zu transportierenden Güter den Bau einer Haupt- oder einer Nebenbahn nicht erlaubten. Die Kleinbahnen sollten dabei in erster Linie dem Verkehr zwischen benachbarten Gemeinden dienen, so wie bei uns zwischen der Kreisstadt und den umliegenden Dörfern und Gutsbezirken. Eine Spurweite war nicht festgelegt, es sollte vor Ort entschieden werden, was genau gebraucht wird. Die Kleinbahnen konnten mit leichterem Gleismaterial gebaut, die Gleisbögen enger bemessen und die Fahrzeuge mit einfacherer Technik ausgerüstet werden, z. B. statt mit einer Druckluft- mit einer einfachen Seilbremse, genauer der Görlitzer Gewichtsbremse, so wie bei unserem Zug. Das über die Wagendächer geführte Bremsseil hast Du sicher gesehen. Dafür fährt unsere Kleinbahn eben etwas langsamer als ihre große Schwester. Du siehst, die Welt der Kleinbahnen ist sehr bunt. Für jedes Transportproblem kann mit der Kleinbahn eine Lösung gefunden werden, ob die Rüben in die Zuckerfabrik, die landwirtschaftlichen Produkte zum nächsten Hafen oder wir nach Hause müssen. Überall in Westpreußen werden mittlerweile solche einfachen Bahnen gebaut, wie in unserem Nachbarkreis von Neustadt nach Prüssau, in der Weichselniederung zwischen den Städten Danzig, Elbing und Marienburg oder etwas weiter weg im Culmer Land in der Stadt Briesen bei Thorn, wo es sogar eine elektrische Kleinbahn gibt.“

1 1		1 3		7 2	
8 50	...	7 17	km	Ab Putzig 20 a	An 6  5
9- 3	...	8  0	5,0	Gnesdau-Schwarzau	5  53
9-13	...	8 10	8,7	Löbsch	5  44
9-28	...	8 25	13,6	Reddischau	5  31
9-34	...	8 31	15,5	Klanin	5  26
9-46	...	8 43	19,8	Schlawoschin	5  15
9 54	...	8 51	22,2	An Krockow	Ab 5  9

☘ 1890 führen 3 Wagoaklassen

Fahrplan der Kleinbahn Putzig – Krockow (KPK) im Sommer 1914

Paul und sein Vater haben über das Gespräch die Zeit vergessen und gar nicht gemerkt, dass der Zug nach etwa einer Stunde Fahrt den Endbahnhof Krockow erreicht hat. Der Zugführer betritt den Wagen und bittet die beiden überraschten Fahrgäste auszusteigen. Am Packwagen

steht der Vorsteher des Postamtes Krockow, tauscht mit dem Zugführer die Nachrichten des Tages aus und nimmt dabei die Postsachen entgegen, die er morgen früh im Ort austragen sowie mit dem Rad bis nach Zarnowitz bringen wird. Die Bediensteten der Kleinbahn haben aber noch lange nicht Feierabend: Die Lokomotive muss Kohlen und Wasser fassen, abgeschmiert und für die Nachtwache fertig gemacht, anschließend noch die Wagen gereinigt werden. Der Stationsvorsteher erledigt derweil in seinem Büro die anstehenden Schreibarbeiten. Morgen früh soll alles wieder bereit sein, wenn der Zug um 5.25 Uhr nach Putzig abfährt.

Vater und Sohn Neumann erreichen nach einem Fußmarsch von etwa 20 Minuten im letzten Licht der untergehenden Sonne ihr Zuhause. An der Haustür werden sie schon erwartet. Pauls Geschwister schlafen bereits, und auch er wird nach einem kleinen Abendbrot im Bett verschwinden. Sicher wird er im Traum noch einmal mit der Kleinbahn nach Putzig und zurück fahren. Doch eines steht schon jetzt fest: Nach seiner Schulzeit will Paul einen Beruf bei der Kleinbahn erlernen und vielleicht sogar Lokführer werden.

Jörg Petzold

## Deutsche in der Heimat 7: Heimatinformationen aus Pommern

**Der Kösliner Horst Zander hat mit 80 Jahren in der Heimat noch einmal von vorn angefangen; dank seiner Frau Lydia fiel es ihm leicht – bereut hat er es nicht!**



*Horst und Lydia Zander auf ihrem Lieblingsplatz: die Ofenbank war im Winter in Pommern schon immer der Inbegriff der Gemütlichkeit!*

„Gut, daß ich hier so viele Menschen kenne – es ist immer jemand zum Helfen bereit!“ So antwortet Lydia Zander auf die Frage, wie sie denn die viele Arbeit bewältigt. Bedächtig steigt die jugendlich wirkende Frau die Leiter herunter, die an einem Baum lehnt, legt die Säge aus der Hand, mit der sie einen abgestorbenen Ast entfernt hat, und streicht sich das dunkelblonde Haar aus der Stirn. Anschließend kommt ihr das Paradoxe ihres Ausspruches zum Bewußtsein, und sie lächelt: „Solche Kleinigkeiten mache ich immer selber, schließlich ist dies mein Elternhaus!“

Die Zeit, in der Lydia Krzempek in Hinterpommern aufwächst (da ihr Vater Oberschlesier ist, wird im Hause der Familie sowohl Polnisch als auch Deutsch gesprochen), ist die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. In der jungen Bundesrepublik ist vom Wirtschaftswunder noch nicht viel zu spüren; in der Sowjetischen Besatzungszone jagen die Kommunisten Regimegegner, enteignen Unternehmer und organisieren die Verwaltung von Staat und Wirtschaft in ihrem Sinne. In der sogenannten „Volksrepublik Polen“ machen deutschfeindliche Parolen die Runde, aber inoffiziell sieht man die heimatverbliebenen Deutschen nicht ungern, denn sie arbeiten fleißig, schnell, gründlich und sind zuverlässig. Das Mädchen Lydia wächst heran, heiratet mit 23 Jahren, ein Sohn wird geboren, mit 30 wird sie Witwe. Man schreibt das Jahr 1979. Wenig später: die Polen revoltieren, allen voran die Danziger Wertarbeiter; die regierenden Kommunisten müssen Zugeständnisse machen. Die Versorgung wird dadurch nicht besser. Erst zehn Jahre später, als die rote Ideologie in der Volksrepublik endgültig erledigt ist, beginnt eine Blütezeit – auch für die heimatverbliebenen Deutschen: sie dürfen sich nun erstmalig wieder zu ihrer Nationalität bekennen und Vereine gründen!

Einer, der die Vereinsgründung in seiner Heimat aktiv befördert, ist Horst Zander aus Köslin. Als Lydia 1949 geboren wird, ist er bereits einige Jahre im Westen, besucht die Oberschule und wird schließlich Buchhändler; 1965 wechselt er nach Bonn, wo er eine Stelle als Redakteur beim PFEIL,

der Zeitschrift der 1950 gegründeten DJO (=Deutsche Jugend des Ostens) antritt. 1967 kommt Zander als Ressortleiter für Jugend und Soziales zum OSTPREUSSENBLATT nach Hamburg; 1974 wird er dort Chef vom Dienst und bleibt es, bis er 1995 in den Ruhestand tritt. Seit 1973 betätigt er sich obendrein als Versandbuchhändler und Verleger. Ab 2005 wird er die „Kösliner Nachrichten“ herausgeben.

Zwei Jahre vor seiner Zuruhesetzung wird Horst Zander von der Heimatkreisgemeinschaft Köslin beauftragt, das Sommerfest der deutschen Vereine in der Heimat zu organisieren. Hier begegnet er zum ersten Mal der attraktiven Witwe Lydia; zwischen den beiden „funk“ es – und zwei Jahre später sind sie miteinander verheiratet. Lydia zieht zu Horst nach Marxen im Landkreis Harburg.

Es ist nicht einfach, Lydias Elternhaus, im pommerschen Kreis Lauenburg gelegen, im Familienbesitz zu halten; jeder, der die Verhältnisse in den ehemals kommunistisch regierten Staaten kennt, weiß das. Doch in diesem Falle gelingt es, und im Dezember 2011, zwei Monate nach Horsts 80. Geburtstag, erfüllt sich das Ehepaar einen alten Traum und zieht zurück in die Heimat!

Wie klappt der Alltag? Behörden- und Arzttermine werden von Lydia organisiert, weil sie die polnische Sprache beherrscht; Einkäufe werden nach Möglichkeit gemeinsam erledigt. Der Versuch, die pommerschen Gänse nachzuzüchten, scheiterte; besser klappte es von Anfang an mit der Hühnerhaltung, auch der selbstgemachte berühmte pommersche Bienenhonig schmeckt so, wie er schmecken muß! In Sachen Kartoffel- und Gemüseanbau sind die Zanders ebenfalls erfolgreich.

„Wir sind sehr froh, daß wir diesen Schritt getan haben“, sagt Horst Zander. „Mit 80 Jahren noch einmal umzuziehen war auch für mich nicht ganz einfach, aber wir kamen immerhin in unsere Heimat, in Lydias Elternhaus, nicht in ein fremdes Land! Bereut haben wir diesen Schritt nicht.“



*Eigene Bienenstöcke sichern die Honigversorgung!*

Was würde Horst Zander Deutschen raten, die rückkehrwillig sind oder auch als Neubürger nach Pommern oder Ost-/Westpreußen ziehen wollen? „Vor allem ist eines ganz wichtig – Sprache, Sprache, Sprache! Ich selber habe eine Frau, die hier gelebt hat und die polnische Sprache aus ihrer Kindheit kennt“, sagt er. „Wer keinen sprachkundigen Partner hat, sollte sehen, daß er wenigstens die Grundworte und die nötige Grammatik beherrscht. Ohne Sprache kann man nirgendwo auf der Welt leben!“



Dem ist eigentlich nichts hinzuzufügen! Bleibt nur, den Zanders noch eine schöne Zeit in ihrem kleinen, selbstgeschaffenen Paradies zu wünschen...

*Foto links (v.l.n.r.):  
Rainer Claaßen,  
Lydia Zander,  
Sonja Claaßen,  
Horst Zander,  
im Garten vor dem Haus*

*Text und Fotos:  
Rainer Claaßen*

# Wir danken ganz herzlich allen Spendern des Jahres 2020!

## Dies sind namentlich:

**Adolphi**, Gunnar, Büchenbach  
**v. Alkier**, Christian, Friedrichsdorf-Köppern  
**Ambrosy**, Werner, Unterhaching  
**Auer**, Ortrun und Dieter, Salem  
**August**, Reinhard, Rosenheim  
**Bauer**, Ingbert, Maßbach  
**Bauer**, Ruth, Augsburg  
**Baugstatt**, Vera und Manfred, Görlitz  
**Behrend**, Konrad, Berlin  
**Bendel**, Hildegard, München  
**Bethke**, Gerhard, Gunzenhausen  
**Dr. Beutner**, Bärbel, Unna  
**Bialek**, Maik, Lutherstadt Wittenberg  
**Böld**, Pia und Friedrich Wilhelm, Augsburg  
**Brandes**, Christiane und Bernd, Hann. Münden  
**Braun**, Jürgen, Schornbach (Württ)  
**Breuer**, Gudrun und Hartmut, Ingolstadt  
**Bühnemann**, Margrit, Oberhaching  
**Buslaps**, Renate und Reiner, Butzbach-Kirch Gons  
**Claaßen**, Käthe und Karl-Heinz, Fröndenberg  
**Claaßen**, Sonja und Rainer, Wülfershausen (Saale)  
**Claus**, Hannelore, Maintal  
**Conrad**, Siegfried, Saarbrücken  
**Danowski**, Barbara und Dr. Jürgen, Ansbach  
**Dauskardt**, Bernd, Hollenstedt  
**Dr. Denker**, Jürgen, Colmberg  
**Dettki**, Monika und Norbert, Themar  
**Diddens**, Albert, Oldenburg (Oldb)  
**Dreher**, Ingeborg und Siegfried, Großhansdorf  
**Eiding**, Tino, Bad Sulza  
**Elders**, Bert, Assen/Niederlande  
**Engel**, Josef, Olsberg  
**Englert**, Ilse und Heinrich, Esselbach  
**Erling**, Maria und Wolfhard, Mantel (Oberpf)  
**Ewert**, Ursula, Memmingerberg  
**Ferner**, Edmund, Burg (Fehmarn)  
**Frodl**, Gisela, Erlangen  
**Fröhlich**, Ernst, Augsburg  
**Gabriel**, Heribert, Eggenfelden  
**Gans**, Michael, Großbardorf  
**Geiger**, Hubert, Immendingen  
**Gleisl**, Edith, München  
**Götz**, Peter, Wülfershausen a. d. Saale  
**Gottschalk**, Emmy und Siegfried, Landsberg (Lech)  
**Gredigk**, Gerda und Dieter, Wülfershausen a. d. Saale  
**Grode**, Inge, Wört  
**Prof. Dr. Groll**, Klaus Michael, München  
**Grunert**, Klaus, Altenstadt (Wetterau)  
**Güthe**, Ruth und Helmut, Bochum

**Haase**, Werner, Steingaden  
**Dr. Hack**, Gerd, Schirmitz  
**Harz**, Gerda, Nürnberg  
**Helfers**, Ulrich, Nordhausen  
**Henke**, Jürgen, Kerpen  
**Holz**, Bruno, Alteglofsheim  
**Holzky**, Helga und Karl-Heinz, Königfeld  
**Hübner**, Andreas, Bockau  
**Jäckel**, Andreas MdL, Augsburg  
**Jahns**, Markus, Lubasch (Prov. Posen)  
**Janzen**, Gerda und Werner, Fröndenberg  
**Kaldun**, Beatrice, Dhaka/Fürstenfeldbruck  
**Kaldun**, Edeltraud, Fürstenfeldbruck  
**Kannengießler**, Helga (†) und Fred, Eschborn  
**Kaschkat**, Barbara und Dr. Hannes, Höchberg  
**Klein**, Anneliese und Dr. Wolfgang, Schwörstadt  
**Köck**, Erika, Berlin  
**Koepke**, Lydia, Garmisch-Partenkirchen  
**Koepke**, Wolfgang, Garmisch-Partenkirchen  
**Kornetzik**, Erwin, Bückeburg  
**Kosuch**, Hans-Georg, Coburg  
**Krohn**, Gisela und Albert, Würzburg  
**Krohn**, Hermine und Reinhard, München  
**Lange**, Dr. Alfred Georg und Heinrich, München  
**Lausch**, Erika, Laatzen  
**Leitner**, Doris  
**Fhr. v. der Leyen**, Christian, München  
**Liessau**, Sigrid und Gerhard, Freiburg (Brsg)  
**Lindemuth**, Meta und Horst, Weissach i. T.  
**Lüftner-Hack**, Monika, Schirmitz  
**Lüttich**, Uta, Stuttgart  
**Maier**, Ute und Eberhard, Reutlingen  
**Mattner**, Ute und Helmut, Bieberehren-Klingen  
**Meikis**, Hans Günter, Karlsfeld  
**Meissner**, Gerhard, Deggendorf  
**Melchior**, Christian, Kornwestheim  
**Melchior**, Reinhard, Leutenbach (Württ)  
**Morgner**, Hannelore und Siegfried, Weischlitz  
**Mross**, Dora, Tolkemit-Dünhöfen  
**Neufeldt**, Wolfram, Berlin  
**Neumann**, Hannelore, Karben  
**Neumann**, Rita und Heinz, Neuburg (Donau)  
**Neumann**, Luise  
**Norden**, Elfriede und Horst, Raduhn i. Meckl.  
**Oppermann**, Krystyna und Jens, Leba i. Pom.  
**Oswaldt**, Harry, Drestedt  
**Patz**, Gustav und Waltraud, Kitzingen  
**Peconik**, Ursula und Wolfgang, Oberschwarzach  
**Pekrul**, Jörn, Berlin  
**Pezzei**, Rosemarie, Hirschaid  
**Piepereit**, Helga und Volkmar, Ammerndorf

**Piper**, Henriette, Solingen  
**Plorin**, Klaus, Rückersdorf (Mittelfr)  
**Prause**, Elfriede, Lohr (Main)  
**Dr. Quoß**, Kurt, Gunzenhausen  
**Raab**, Michael, Bad Königshofen i. Gr.  
**Ramer**, Lydia und Erwin, Hallstadt-Dörfleins  
**Ratensperger**, Guntram, Barkelsby  
**Ratza-Potrykus**, Heidrun, Bonn  
**Rosenberg**, Carola und Alfred, Mindelheim  
**Samel**, Hans-Dieter, Themar  
**Schattauer**, Edith und Norbert, Wanna  
**Scheuring**, Joachim, Hollstadt  
**Schladitz**, Marianne, Berlin  
**Schledz**, Erwin, Coburg  
**Schleußner**, Lieselotte und Klaus, Staschwitz  
**Schliedermann**, Helga und Peter, Nürnberg  
**Schrader**, Friedrich, Oberkochen  
**Schroeder**, Ernst, Waal  
**Schröter**, Harald, Hauzenberg  
**Schwarz**, Louis-Ferdinand, Dissen  
**Schwarz**, Waldemar, Ingolstadt  
**Schwarze**, Gabriele, Hamburg  
**Seyb**, Renate, München  
**Sobotta**, Paul, Voerde-Friedrichsfeld  
**Solski**, Marzena und Marek, Mauden Kr.  
Allenstein-Land  
**Dr. Spatz**, Christopher, Bremen  
**Dr. Spilgies**, Günter, Dormagen  
**Spiess**, Nora und Harry, Donvale,  
Victoria/Australien  
**Stabe**, Inge und Rüdiger, Dresden  
**Starosta**, Christel und Helmut, Hof (Saale)

**Starosta**, Jutta, Hof (Saale)  
**Stiel**, Dietrich, Bad Wörishofen  
**Strößner**, Josephina, Rostock  
**Storath**, Christian, Wülfershausen a. d. Saale  
**Strotkötter**, Jochen, Erfstadt-Erp  
**Sucheck**, Ewa und Zenon, Zuckau-Pempau  
(Westpr)  
**Tarsten**, Norbert, Köln  
**Teuber**, Bruno, Euskirchen  
**Thal**, Gerhard, Unterreichenbach  
**Thiel**, Vera, Stade  
**Vathke**, Heidrun, Potsdam  
**Völkel**, Felicitas und Horst, Büchlberg  
**Vollerthun**, Erwin, Krumbach  
**Wadehn**, Barbara, Bonn  
**Waschner**, Anna und Adolf, Strullendorf  
**Wasgindt-Langeheine**, Elke, Buchholz  
(Nordheide)  
**Weingart**, Peter, Landshut (Bay)  
**Westphal**, Erwin, Grub a. Forst  
**Wilken**, Schwester Gudrun, Gunzenhausen  
**Wilkowski**, Georg, Würzburg  
**Winkler**, Rosemarie, Buchen (Odw)  
**Zander**, Lydia und Horst, Schimmerwitz-Wald  
Kr. Lauenburg/Pom.  
**Zander**, Otto, Blankenfelde-Mahlow  
**Zerbe**, Manfred  
**Prof. Dr. h.c. Zimmer**, Konrad, Königsberg  
(Ufr)  
**Zimmermann**, Monika  
**Zirkwitz**, Ellen und Hans-Walter, Düsseldorf

***Wir danken außerdem:***

***den Kreisgruppen Ansbach, Augsburg, Coburg, Ingolstadt, Kitzingen, Landshut, München, Nürnberg, Reutlingen, Rosenheim, Straubing, Unna und Weiden (Oberpf), der A.-E.-Johann-Gesellschaft mit Sitz in Knüllwald (Hessen), der Buchhandlung Schindelhauer in Michelstadt (Odw), dem Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen, dem Leibniz-Institut für Länderkunde in Leipzig, der Stiftung Europäische Begegnung in Föhren (Krockow u.a.), dem Westpreußischen Landesmuseum in Warendorf, sowie allen Spendern, die nicht namentlich genannt werden wollten.***



**HERZLICHEN DANK für Ihre Treue, für Ihre Spenden, für Ihre Unterstützung jeglicher Art!**  
***Ihre Landesvorstände Christoph M. Stabe, Pia Lingner-Böld, Rüdiger Stolle, Rainer Claaßen***

# Kulturzentrum Ostpreußen

im Deutschordensschloß Ellingen/Bay.

## Ausstellungs- und Veranstaltungsprogramm 2021

### Sonderausstellungen und Veranstaltungen

05.12.2020 - 18.04.2021

**Gruß aus ... Ostpreußen.**

21.03.2021

**Bunte Erinnerungen aus kaiserlicher Zeit**

**Frühlingserwachen** - der etwas andere  
Ostermarkt

24.04.2021 - 29.08.2021

**Burgen im Deutschordensstaat Preußen**

Fotodokumentation von Mirosław Garniec, Allenstein

16.05.2021

**Internationaler Museumstag**

04.09.2021 - 28.11.2021

**„Kann Spuren von Heimat enthalten“**

Wanderausstellung des Hauses des Deutschen Ostens,  
München, über Essen und Trinken, Identität und  
Integration der Deutschen im östlichen Europa

20./21.11.2021

**26. Bunter Herbstmarkt**

04.12.2021 - 01.05. 2022

1.700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland

**Bedeutende Ostpreußen jüdischen Glaubens**

### Kabinettausstellungen

Januar – April 2021

**Johann Gottfried Herder aus Mohrungen in  
Ostpreußen - Leben • Werk • Bedeutung**

Mai – August 2021

**Der Elch - Wildtier, Heimatsymbol, Werbeikone**

September - Dezember 2021

**40 Jahre Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen/Bay.**

### Ausstellungen in Ostpreußen

#### **Dauerausstellungen zur Stadtgeschichte in**

**Pr. Holland**, Schloß

**Saalfeld**, Stadt- und Gemeindeverwaltung

**Lyck**, Wasserturm

**Rosenberg**, Hist. Feuerwehrhaus

**Lötzen**, Festung Boyen

**Goldap**, Haus der Heimat

**Johannisburg**, Städt. Kulturhaus

**Rastenburg**, I. Liceum

\*\*\*\*\*

#### **Ganzjährig**

**Dauerausstellung zur Geschichte und Kultur**

**Ostpreußens im neuen Altvaterturm**

**auf dem Wetzstein bei Lehesten, Thüringer Wald**

\*\*\*\*\*

**Kulturzentrum Ostpreußen** ▪ Schloßstr. 9 ▪ 91792 Ellingen/Bay.

Öffnungszeiten: Dienstag – Sonntag 10 – 12 und 13 – 17 Uhr (April – September)

10 – 12 und 13 – 16 Uhr (Oktober – März)

Telefon 09141-8644-0

info@kulturzentrum-ostpreussen.de

Telefax 09141-8644-14

www.kulturzentrum-ostpreussen.de

www.facebook.com/KulturzentrumOstpreussen

- Änderungen vorbehalten -

**PREUSSEN**  **KURIER**

Herausgeber: Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen, Landesgruppe Bayern e.V.

Postanschrift: Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg

V.i.S.d.P.: Christoph M. Stabe, Rainer Claaßen (Schriftleitung)

E-Post: [info@low-bayern.de](mailto:info@low-bayern.de)

Netz-Information: [www.low-bayern.de](http://www.low-bayern.de), [www.facebook.com/LOWBayern](https://www.facebook.com/LOWBayern)

**Spendenkonto:**

**IBAN: DE21 7015 0000 0080 1325 58 / BIC: SSKMDEMXXX**